

# VÖGELEKULTURBULLETIN

HUNDERTZWEIUNDACHTZIG MINUTEN ZUM LESEN

## alles zur zeit

Über den Takt,  
der unser Leben  
bestimmt.

Die Ausstellung  
im Vögele Kultur Zentrum  
21.5. – 24.9.2017



Daniel Spoerri, *Fallenbild – Tableau-piège* aus dem Restaurant Spoerri in Düsseldorf vom 19. Juli 1972, 1972. Materialcollage auf Holz in Plexiglaskasten. Galerie Bruno Bischofberger, Männedorf-Zürich.

Werk in der Ausstellung

## Spuren der Zeit

In den sogenannten «Fallenbilder» (Tableaux-pièges) hielt Daniel Spoerri eine Momentaufnahme fest. Zufällige Konstellationen von Alltagsgegenständen, oft Überreste von Mahlzeiten, fixiert er auf eine Platte, dreht diese um 90 Grad und hängt sie wie ein Bild an die Wand. Flaschen, Besteck, Brotrinden, Zigarettenstummel, zerknüllte Servietten, Kaffeesatz: Die Tischsituationen zeugen von ausgiebigen Mahlzeiten. Vom Moment, wenn der Tisch nach langen Gesprächen zur späten Stunde ungeordnet zurückgelassen wird. Spoerri verzichtet auf die persönliche Handschrift des Künstlers. Die vorgefundene Situation, die Beziehung der Gegenstände

untereinander, ist das Wesentliche. Er bestimmt den Moment des Fixierens und somit den zufälligen Augenblick, der massgebend sein wird, um die dem Fallenbild vorangehende Geschichte in den Köpfen der Betrachter entstehen zu lassen.

Das Kippen der Gegenstände in die ungewohnte Position offenbart überraschende Blickwinkel. Der Fokus richtet sich auf Nebensächliches und auf die Poesie banaler Alltagssituationen. Auch flüchtige Ereignisse und Momentaufnahmen formen unsere Erinnerungen und werden Teil unserer Geschichte. *sk*

**Daniel Spoerri** (\*1930, Galati) schrieb mit dem ersten Fallenbild 1960 Kunstgeschichte. Von 1967 bis 1972 führte Spoerri die EAT-ART-Gallery in Paris. Die Gäste konnten nach beendeter Mahlzeit das Geschirr und Essensresten auf einer Platte fixieren lassen, diese käuflich als Kunst erwerben und mit nach Hause nehmen.

## Inhalt

ALLES AUSSER  
GEWÖHNLICH

DIE ANGABE IM  
KREIS ENTSPRICHT  
DER UNGEFÄHREN  
LESEZEIT DES  
ARTIKELS


- 5  
**Hier und JETZT**  
Monica Vögele
- 7  
DER **Pulsschlag**  
**der** MODERNE  
Mira Frye und Olga von Schubert
- 9  
**Ein** GERÜST  
FÜR DIE KUNST  
Stephanie Ringel
- 10  
SCHLUSS **mit**  
**dem** TEMPOGEJAMMER,  
**carpe diem!**  
Ludwig Hasler
- 13  
«FÜR DEN, **der ein routiniertes**  
**Leben führt**, VERGEHT DIE ZEIT  
SCHNELLER»  
Stephanie Ringel interviewt  
Marc Wittmann
- 17  
**Streicheinheit**  
**für die** SEELE  
Matthias Burchardt
- 20  
**Die** MAGISCHEN  
**zehn Minuten**  
Gaby Ullmann
- 21  
**Meine** AUSZEIT  
Franz-Xaver Hiestand
- 24  
WENN ZEIT  
**mehr als** GELD IST  
Claudia Wirz
- 28  
AUF **der Suche**  
NACH BESSEREN ZEITEN  
Karlheinz A. Geissler
- 31  
KLEINE **Chronologie**  
Karlheinz A. Geissler
- 34  
**«... und es gibt**  
KEIN ENTRINNEN»  
Elmar Weingarten
- 35  
**Ewige** RÄTSEL  
Claudia de Rham
- 37  
UNTERWEGS  
**auf der Timetanic**  
Kilian Ziegler
- 40  
DIE **Geister**  
**der** VERGANGENHEIT  
Jost Auf der Maur
- 41  
WAS **wäre**  
WENN...?  
Andrina L. Vögele
- 44  
DIE **Zeit,**  
**die** ZEIT  
Michael Theurillat im Gespräch  
mit seinem Sohn Nicola
- 46  
**Rückblick auf die Vernissage**  
EIN KNACKS IM LEBEN

### In der Ausstellung zeigen 16 Künstlerinnen und Künstler ihre Werke. Ein Auszug:

- |   |   |
|---|---|
| 2 Daniel Spoerri                        | 32 Cornelia Hesse-Honegger              |
| 6 Alex Verhaest                         | 38 Roman Signer                         |
| 12 Ueli Berger                          | 43 Gerda Steiner<br>und Jörg Lenzlinger |
| 16 Erwin Hapke                          |   |
| 23 João Maria Gusmão<br>und Pedro Paiva |   |
| 26 Iris Vetter                          |   |

### Informationen zur Ausstellung und zum Vögele Kultur Zentrum:

- 48 Veranstaltungen, Führungen
- 50 Abos, Anfahrt, «Gut zu wissen»,  
Kontakt



**«Man braucht zwei Jahre,  
um sprechen zu lernen,  
und fünfzig, um schweigen  
zu lernen.»**

Der amerikanische Schriftsteller und Journalist **Ernest Hemingway** (1899–1961) schrieb seine Geschichten auf einer mechanischen Schreibmaschine des Typs «Hermes Baby». Seine Texte sind Klassiker der Literatur, für die er mit dem Nobelpreis und dem Pulitzerpreis ausgezeichnet wurde.

Monica Vögele

Ich bin pünktlich. Beinahe schon krankhaft pünktlich. Was den einen oder andern Gastgeber schon mal etwas fordern kann. Ich bin übrigens auch – wie ich durch unseren Autor Professor Geissler erfahren durfte – ein Auslaufmodell. Eines, das durch seine zeitliche Zuverlässigkeit des Öfters recht einsame Momente erfährt und diese in der Folge totschlagen muss. Vor einem Sitzungszimmer wartend, im Café sitzend, auf den Telefonhörer starrend, am Bahnhof frierend. Und doch tragen genau diese kurzen, unverplanten Zeitfenster ein grosses Potenzial in sich. Immer wieder entpuppen sie sich als Minuten purer Musse. Nach meinem ersten Selbstzweifel, ob ich wohl am falschen Tag, zur falschen Zeit und gleich auch noch am falschen Ort bin, und einem kurzen Kontrollblick in die Agenda – unser aller Zeittakter – entspanne ich mich und beginne meine plötzlich geschenkte Zeit zu geniessen. So vieles gibt es zu beobachten, zu entdecken, zu empfinden.

Allein der Duft einer heissen Schokolade kann mich in solchen Momenten in meine Kindheit zurückversetzen. Das Hier und Jetzt gleitet in den Hintergrund und ich lasse mich in jenes Wohlgefühl fallen, das ich schon als Mädchen bei diesem Duft empfunden habe. Erinnerungen kommen hoch und ich spaziere in Gedanken durch das Jahr 1974... aus dem ich ganz plötzlich, durch das Auftauchen meiner Verabredung, wieder ins Heute geholt werde.

Bei der Vielfalt an Aspekten zum Thema Zeit berührt mich diese geschenkte Zeit am meisten. Ein Geschenk von mir an mich. Beschert durch meine Überpünktlichkeit. Durch sie gewinne ich, wovon so viele sprechen oder träumen: ein klein bisschen Entschleunigung im Alltag. Und wie man aus meinem Beispiel ersehen kann, jeder hat es eigentlich selbst in der Hand, ob er sich von vermeintlichem Zeitmangel überrollen oder aber auch kleine Momente zu grossen Ereignissen werden lässt. Denn interessanterweise war eine der häufigsten Antworten auf die Frage, was einem zum Thema Zeit einfallt: Sie rast immer schneller. Wir haben immer weniger Zeit.

Ich versichere Ihnen – und dies ist nicht nur meine subjektive Wahrnehmung, auch Experten sind sich einig –, wir haben überhaupt nicht weniger Zeit als früher. Im Gegenteil. Die jährliche Arbeitszeit ist in den letzten 60 Jahren von rund 2500 auf rund 1700 Stunden reduziert worden. Das heisst, die sogenannte freie Zeit ist enorm gestiegen. Wir versuchen sie nur mit zu vielem zu füllen. Wir wollen keine Optionen verpassen und sind konstant mit Ablenkungen aller Art beschäftigt. Diese halten uns von einer klaren Fokussierung auf nur eine Sache ab.

Und wie Untersuchungen zeigen, braucht es genau diese Fokussierung, um alle Sinne zu aktivieren und dadurch den Moment als solchen bewusst wahrzunehmen, quasi die Gegenwart zu leben.

Wie bin ich doch dankbar, in einem Land zuhause zu sein, dessen Sprache mich geradezu aktiv unterstützt, diese Gegenwart zu leben. Denn das ursprüngliche Schweizerdeutsch kennt weder das Präteritum noch das Futur. In seiner – nennen wir sie mal – reinen Form, die zwar auch langsam dem nicht aufzuhaltenden Einfluss der Globalisierung unterliegt, gibt es nur Hilfskonstruktionen. Diese hören sich für Nicht-Schweizer meist ganz lustig an: So können wir nicht sagen *ich war z’Bern*, sondern wir sagen in der Vorgegenwart *ich bin z’Bern gsi*. An Stelle von *ich würde cho* teilen wir mit *ich chume denn*. Selbst das in unserer Sprache angewendete Perfekt ist eine Vergangenheitsform, die immer einen Bezug zur Gegenwart hat. Das Schweizerdeutsch ist folglich eine Sprache, mit der wir uns stets auf die Gegenwart fokussieren. Nicht nur spannend, nein, schlichtweg wunderbar! ●



Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele. Sie leitet das Vögele Kultur Zentrum.



Alex Verhaest, *Dinner Scene* aus der Werkgruppe *Temps Mort/Idle Times*, 2014. Video, Mixed Media.  
 Courtesy of Dauwens & Beernaert Gallery.

Werk in der Ausstellung

## Gefangen in der Zeit

Die *Dinner Scene* von Alex Verhaest versetzt den Betrachter mitten in eine familiäre Trauersituation. Vier Familienmitglieder sitzen um einen Tisch und sinnieren über den Suizid ihres Vaters und Familienoberhauptes. Sie sind alle zweifach dargestellt: Einmal vor dem Suizid des Vaters und einmal nach dem Schicksalsschlag. Der sich in der Bildmitte befindende Erzähler Angelo ist jedoch nur einmal präsent.

Mit der Verdoppelung der Familie nimmt Alex Verhaest Bezug auf Renaissance-Gemälde. Lange bevor der erste Film erfunden war, wurde sie benutzt, um in einem statischen Bild das Verstreichen von Zeit und damit einen Erzählstrang darzustellen.

Alex Verhaest arbeitet bewusst mit zwei gegensätzlichen Zeitepochen. Der klassische Bildaufbau mit dem Tisch und dem

häuslichen Hintergrund erinnert an Gemälde alter Meister. Das vorliegende Werk muss dagegen mit neuester Technologie in Gang gesetzt werden. So ist sein Betrachter eingeladen, eine Telefonnummer anzuwählen und somit das Handy, das rechts im Bild auf dem Tisch liegt, zum Klingeln zu bringen. Mit dem Anruf wird eine Reihe von Monologen am Tisch aktiviert. Die Familie beginnt aber nicht ernsthaft miteinander zu kommunizieren, sondern füllt die beklemmende Stille mit belanglosen Bemerkungen. So vernetzt wir Menschen heute auch sind, manchmal benötigen wir einen Moment des Atemholens, bevor wir über Ereignisse der Zeit kommunizieren können. *sk*

**Alex Verhaest** (\*1985, Ostende) lebt und arbeitet in Brüssel. Jeder ihrer Werkgruppen liegt eine bereits vorhandene oder von ihr erfundene Geschichte zugrunde. *Temps Mort/Idle Times* basiert auf der *Trilogie der Ratte* des japanischen Schriftstellers Haruki Murakami. Verhaest gewann mit *Temps Mort/Idle Times* 2015 den renommierten Medienkunstpreis «Prix Ars Electronica».

# DER Pulsschlag der MODERNE



**Die Zeit bestimmt das Leben der Menschen wie keine andere Grösse. Warten scheint eine Tugend von vorgestern, Beschleunigung die gültige Masseinheit. Doch ist das wirklich alles? Überlegungen von den Kuratorinnen der Ausstellung «alles zur zeit», Mira Frye und Olga von Schubert, zum Takt der Gesellschaft und zu den Chancen von Zeitgenossenschaft.**

In Lewis Carrolls Erzählung *Alice im Wunderland* ruft das weisse Kaninchen mit der Taschenuhr immerzu «Oh weh, oh weh, ich werde zu spät kommen!» und eilt davon. Wohin es will und wofür es zu spät ist, weiss das Kaninchen offenbar selbst nicht genau. Doch es erzeugt mit seiner Eile einen Sog, der Alice überhaupt erst in das Wunderland entführt. Wie dieses weisse Kaninchen hetzen viele Menschen heute durch ihr Leben wie durch eine wunderliche Welt und laufen der Zeit hinterher. Obwohl wir gerne mehr Zeit hätten, scheinen wir in unserem gegenwärtigen digitalen und immer mehr Flexibilität fordernden Zeitalter immer weniger davon zu haben.

Doch ist die Zeit wirklich knapper geworden oder hat sich nur unsere Wahrnehmung von ihr verändert? Die Lebenserwartung in den westlichen Wohlstandsgesellschaften steigt weiter an. Für viele Menschen hat sich die Arbeitszeit auf das ganze Leben gerechnet verkürzt: durch längere Ausbildungszeiten, die geregelte 42-Stunden-Woche und eine oftmals lange Rentendauer. Die Zeit wird also, vor allem für diejenigen Menschen, die nicht mehr harte körperliche Arbeit verrichten müssen, nicht weniger, sie ist nur mit immer mehr Dingen angefüllt. Digitale Technologien steigern unsere Verfügbarkeit, synchronisieren und beschleunigen unsere Kommunikation und eröffnen ein Überangebot an Möglichkeiten, Zeit zu verbringen. Zu viele Optionen und die Angst davor, etwas zu verpassen, halten uns in Atem und verkürzen unsere Aufmerksamkeitsspannen. Dabei hatten die Väter des Fortschrittsglaubens und des Wirtschaftswunders noch fest daran geglaubt, es werde einen Überfluss an Zeit – einen wahren Zeitwohlstand – geben, sobald die Technik den Menschen die Arbeit abgenommen haben würde. Aber genau die umgekehrte Entwicklung trat ein: «Wir haben keine Zeit, obwohl wir sie im Überfluss gewinnen», wie Hartmut Rosa in seinem Buch *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen der Moderne* darlegt.

## Tiktak, tiktak, tiktak...

Warum also haben wir im Alltag oft das Gefühl, der Zeit ausgesetzt zu sein und nicht frei über sie verfügen zu können? Die Zeit erscheint uns umso machtvoller, je mehr sie uns unweigerlich fortläuft, zwischen unseren

Händen verrinnt und sich nicht zurückspulen lässt. Wir werden älter und jeden Tag aufs Neue dreht sich die Erde um die Sonne, und es beginnt ein neuer Tag. Doch obwohl wir die Zeitlichkeit unserer Existenz nicht beeinflussen können, ist der Takt des gesellschaftlichen Lebens keine unveränderliche Grösse. Er ist von Menschen gemacht und deshalb auch von uns beeinflussbar.

Zeit ist keine universelle Einheit, sondern eine flexible und gestaltbare Form, die uns erlaubt, Dinge, Menschen, Tiere, Prozesse und Räume miteinander in Beziehung zu setzen. Auch messen lässt sich die Zeit immer nur in Beziehung zu etwas anderem. Jede Art von Uhr benötigt einen Referenzwert, auf den sie sich bezieht: Astronomische Uhren bestimmen die Zeit ausgehend vom Stand der Planeten, die Sonnenuhr orientiert sich am Einfallswinkel des Sonnenlichts und die Sanduhr am Verrinnen des Sandes, moderne Atomuhren messen Zeit ausgehend vom Zerfall eines Caesium-Atoms.

Der Umgang mit Zeit kann demnach sehr unterschiedlich gestaltet sein. Kalender zeigen, wie Zeit zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Kulturen ganz verschieden geordnet wurde, bevor im 19. Jahrhundert einheitliche Zeitzonen eingeführt wurden. Die kalendarischen Zeiten beziehen sich auf unterschiedliche kosmologische Zeiten und historische Ausgangspunkte. Und auch die Wahrnehmung der Zeit ist veränderlich – manchmal erscheint uns ein Moment wie eine Ewigkeit, und manchmal vergehen die Stunden wie im Fluge. Neue Technologien und Medien beweisen, wie anpassungsfähig unsere Gehirne sind, wenn schon innerhalb der Zeitspanne von nur einer Generation vollkommen neue Sehgewohnheiten und Geschwindigkeiten als normal empfunden werden.

Wie kann es uns angesichts der Gestaltbarkeit der Zeit gelingen, in Einklang mit uns und anderen zu kommen? Wie können wir Zeit so strukturieren, dass es für uns sinnvoll und angenehm ist – mit Blick auf unsere innere biologische Uhr und unsere Emotionen, ebenso wie mit unseren Ansprüchen an Produktivität, Effizienz und die Struktur unserer gegenwärtigen Arbeits- und Lebensrealität? Was sind mögliche Auswege aus einem durchökonomisierten und getakteten Zeitregime und einer immer individueller und segmentierter werdenden Zeit?

## Warum haben manche viel und andere wenig Zeit? Wer bestimmt die Zeit? Und wie kann Zeit in einer globalisierten Welt heute gerecht verteilt werden?

### Auf der Suche nach dem Einklang

Eine Gegenbewegung zu der Erfahrung von Zeitmangel und Stress lässt sich in aktuellen Forderungen nach Entschleunigung, Achtsamkeit und einer besseren Work/Life-Balance erkennen. Doch zeigen diese privaten Auszeiten nicht nur noch stärker, wie gefangen wir in unseren Zeitregimen sind? Und ist nicht genau deshalb manchmal der Sonntag am schwersten zu ertragen, weil er so scharf an den Montag angrenzt? Alles, wozu wir in der Woche nicht kommen, soll am Wochenende passieren und wenn wir uns einfach mal erholen, fühlt sich das schon wieder an, als ob wir die Dinge nur aufschieben. Plötzlich sagen wir im letzten Moment Verabredungen oder Verpflichtungen ab, obwohl das früher nicht unsere Art war.

Auch die Auflösung der Grenzen zwischen Arbeitszeit und Freizeit scheint kein Ausweg zu sein: Selbstständige, Freiberufler und digitale Nomaden können ihre Arbeitszeiten zwar flexibel strukturieren und müssen keinen strengen zeitlichen Vorgaben folgen. Doch wo Zeit zu Geld gemacht werden kann und es dem Einzelnen überlassen ist, was er aus seiner Zeit macht, lastet die gesamte Verantwortung für das berufliche und private Fortkommen auf dem Individuum. Der allgemeine Möglickeits-sinn, der uns nahelegt, uns von jedem erdenklichen Standpunkt aus verbessern und optimieren zu können, lässt immer weniger Auszeiten zu und erzeugt Zeitdruck. Nur wenn wir – jenseits der Unterscheidung von Arbeitszeit und Freizeit – anerkennen, dass das Leben uns nicht alle Freiheiten lässt, sondern bestimmte soziale, politische und kulturelle Zyklen, rituelle Rhythmen und prozessuale Eigenzeiten mit sich bringt, nähern wir uns einer qualitativen Wahrnehmung der Zeit. Dann geht es nicht mehr nur um private Achtsamkeit. Sondern um eine lebensbiographisch, politisch und sozial gerechte und sinnhafte Verteilung von Zeit, einen nachhaltigen Umgang mit ihr sowie um die Anerkennung der sogenannten «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen».

Ernst Bloch hat diesen Begriff in seinem bereits 1935 erschienenen Buch *Erbschaft dieser Zeit* formuliert. Danach ist Zeit kein linear fortschreitender Zeitstrahl und kein Nacheinander einzelner Momente, die wie Perlen auf einer Schnur angeordnet sind. Sie ist ein komplexes Gebilde, das eine Vielzahl unterschiedlicher Zeitschichten und Zeiterfahrungen in sich verbindet. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind miteinander verschränkt und durchdringen einander. Zeit schichtet sich langsam auf und fühlt sich erst dann sinnhaft an, wenn wir die Teile ihrer Schichten zueinander in Beziehung setzen können, wenn wir das Gefühl haben, dass das, was ich

morgen tue, auf dem aufbaut, was ich vorgestern getan habe, wenn wir also an einer Art Lebenswerk stricken.

Unser gegenwärtiges Handeln beeinflusst die Zukunft: Es wird beispielsweise einen Unterschied gemacht haben, wie nachhaltig wir heute mit natürlichen Rohstoffen wie Wasser und Öl umgehen. Erst in den letzten Jahren ist deutlich geworden, wie gravierend und unumkehrbar die Folgen der Beschleunigung zivilisatorischer Prozesse – die sogenannte *Great Acceleration* – in den vergangenen 150 Jahren für den Planeten Erde waren. Um die Lebenswelt nachfolgender Generationen nicht aufs Spiel zu setzen und die Zukunft zu verspekulieren, gilt es, nicht nur auf kurzfristige Gewinne zu blicken, sondern in langfristiger Perspektive die Folgen des eigenen Handelns mit zu bedenken.

Doch nicht nur gegenüber der Zukunft, sondern auch gegenüber der Vergangenheit stehen wir in der Verantwortung. Vergangene Erfahrungen und Ereignisse prägen jeden Einzelnen und sind als Erinnerungen Teil unserer Gegenwart. Nicht verarbeitete Traumata suchen uns heim, und unabgeschlossene Konflikte führen auf gesellschaftlicher Ebene zu kriegerischen Auseinandersetzungen. In Einklang mit der eigenen Zeit kommen wir nur, wenn wir über sie hinausgehen und gegenüber den Forderungen der Gegenwart und der Lust und Unlust des Moments auch andere Zeiten und Zeitlichkeiten zu ihrem Recht kommen lassen. Mit Friedrich Nietzsche können wir uns darin üben, unzeitgemäss zu denken und zu handeln, «das heisst gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten einer kommenden Zeit (...) zu wirken».

### Kümmert Euch und macht es gut!

Wir leben nicht alleine, sondern gemeinsam mit anderen, die unsere Zeitgenossen sind. Zeitgenössisch zu sein meint aber mehr, als an der Gegenwart aktiv teilzuhaben und über aktuelle politische, kulturelle und technologische Entwicklungen informiert zu sein. Es bedeutet auch, für die eigene Zeit umsichtig zu sorgen. Wie der Kunsttheoretiker Boris Groys formuliert: «Das Wort zeitgenössisch trägt Genosse in sich – zeitgenössisch zu sein, könnte man also als eine Art von Freundschaft mit der Zeit beschreiben – als Zusammenarbeit mit der Zeit, um die man sich dann kümmert, wenn sie Schwierigkeiten hat.» Vieles von dem, was sich uns als Zeitproblem darstellt, führt uns zu Fragen des Zusammenlebens. Und das Zusammenleben wirft umgekehrt Zeitfragen auf: Warum haben manche viel und andere wenig Zeit? Wer bestimmt die Zeit? Und wie kann Zeit in einer globalisierten Welt heute gerecht verteilt werden?



In unserer Gegenwart kommen viele Zeiten zusammen: die sogenannte *deep time* der geologischen Ressourcen; die durch *high frequency trading* geraffte Zeit der Finanzspekulation, in der die Realwirtschaft weit zurückgelassen wird; die langen Schichten der Arbeiter, die Produkte für Wohlstandsnationen mit Konsumoptionen anfüllen und den immer rasanteren Wechsel kultureller Moden ermöglichen; die Echtzeit der digitalen Kommunikation in den sozialen Medien und die schnelle Zeit der Flexibilität und des Produktivitätszwangs. Dagegen stehen die Eigenzeiten von besonderen Momenten oder von organischen Prozessen der Heilung, der Erinnerung, der Entwicklung, der Reifung, der Hoffnung, der Zyklen, der Rhythmen und der Kontinuität.

Viele von uns behandeln die Vergangenheit, als sei sie die Zukunft und als könne man sie verändern: «Hätte ich dies getan oder jenes, dann wäre mein Leben anders verlaufen», lautet das Lamento der Multioptionsgesellschaft. Und die Zukunft wird behandelt wie fest in Stein gemesselte Vergangenheit: Man hat das Gefühl, dass sie so oder so schon vorgeschrieben und jede Aussicht auf Alternativen aussichtslos sei. Aber gibt es wirklich kein Entkommen?

Die Uhr einfach abzulegen, um aus dem Raster der Ökonomie und der Quantifizierung zu entkommen, funktioniert sicher nicht. Arbeiten wir nicht nur ab und schaffen nicht nur weg, dann bauen wir vielleicht auf und führen etwas fort oder stellen uns einer Sache bewusst entgegen. Und suchen wir dabei andere Bezugspunkte und stellen wir solidarische Beziehungen zu unseren Zeitgenossen her, dann verändert sich auch die Zeit für uns. ●

*Olga von Schubert* hat beobachtet, dass immer mehr Menschen in ihrem Umfeld immer weniger Zeit haben, das Leben einfach zu leben. Folglich schien die Zeit reif, diesem Phänomen nachzugehen. Die Literaturwissenschaftlerin ist Referentin am Haus der Kulturen der Welt in Berlin und konzipiert dort Kulturprojekte und Bücher, die sich mit dem Zusammenhang von Kapitalismus, Zeit und Technologie beschäftigen. Darüber hinaus gestaltet sie als freischaffende Kuratorin Ausstellungen.

*Mira Frye* ist freie Kuratorin in Berlin. Sie konzipiert und realisiert thematische Ausstellungen an der Schnittstelle von Kunst, Wissenschaft und Kulturgeschichte. Auch wenn sie selbst hin und wieder das Gefühl hat, der Zeit hinterherzulaufen, sind Zeitmangel und Stress für sie als Kulturwissenschaftlerin kein privates Problem, sondern ein Symptom unserer Zeit, das sich nur gesellschaftlich aushandeln lässt.



## Ein GERÜST FÜR DIE KUNST

Die Szenografie der Ausstellung «alles zur zeit – Über den Takt, der unser Leben bestimmt.» realisierte das Büro Steiner Sarnen Schweiz.

Um den ausgestellten Kunstwerken die passende Bühne zu geben, hat die Architektin Martina Borner eine Installation entworfen, die an ein Baugerüst erinnert. «Es war mir wichtig, die Einheit Zeit zu materialisieren, ihr flüchtiges Wesen fassbar zu machen», sagt sie. «Meine Arbeit war also die Übersetzung von etwas sehr Abstraktem, das zudem jeder Mensch ganz subjektiv erlebt, in etwas Konkretes, Dreidimensionales.» Ihr persönlich werde das Vergehen von Zeit besonders bei Veränderungen bewusst. Deshalb habe sie nach Elementen und Materialien gesucht, die den Lauf der Zeit, die permanente Vergänglichkeit, auf subtile Art symbolisieren. «Die Gerüststruktur, die durch die Ausstellung führt, verstehe ich in diesem Zusammenhang als etwas Unvollendetes, als etwas im Wandel Befindliches.» Gebrauchsspuren wie Kratzer, Einkerbungen und Rost auf Metallstangen lassen eine Vergangenheit erahnen und stehen gleichzeitig für work in progress. Mauro Testerini, Leiter von Steiner Sarnen Schweiz, verweist dazu auch auf den temporären Charakter der Konstruktion. Denn genau wie ein Bauprojekt, ist auch die Kunstaussstellung zeitlich limitiert: «Zeit ist... – Zeit ist schnell... – Zeit ist schnell vorbei...».

Und was passiert, wenn das Gerüst abgebaut wird? «Auf einer Baustelle wird immer etwas Neues geschaffen», sagt Martina Borner, «so wie jeder Tag wieder etwas Neues hervorbringt.»

Die Steiner Sarnen Schweiz AG, von Otto Steiner 1997 gegründet und heute von Mauro Testerini geleitet, ist bekannt für emotionale, kluge und aufwendige Inszenierungen für Museen, Tourismusdestinationen und Unternehmen. ● → [www.steinersarnen.ch](http://www.steinersarnen.ch)

# SCHLUSS mit dem TEMPOGEJAMMER, carpe diem!



**Ewigkeit ist nicht jedermanns Sache. Doch nur, weil wir endlich sind, haben wir auch Zeit. Und die sollten wir ganz bewusst nutzen.**

*Ludwig Hasler*

Es ist gross in Mode, über Zeitnot zu meckern. Das Leben laufe so auf Vollgas, wir kämen nie zur Ruhe, nicht zur Besinnung, nicht zu uns selbst. Überall klagen Entschleunigungs-Apostel an: den Stress, den Tempodruck, die Turbo-Gesellschaft. Und niemand hält dagegen? Kein Lob auf die Schnelle? Keine Lust, Gas zu geben?

Klar, heute läuft manches schneller. Aber will jemand zurück? Ohne Heizung und Toilette und PC? Nein danke? Dann hört auf mit der Tempo-Jeremiade. Technik ist eine Beschleunigungsmaschine. Und bei jedem neuen Schub regt sich die Angst, wir könnten uns im Zugwind verlieren, keine Luft kriegen, aus der menschlichen Façon geraten. Erst die Industrialisierung: Geraten wir unter die Räder der Maschinen (*Modern Times*, Charly Chaplin)? Jetzt die Digitalisierung: Mutieren wir online zu «nervösen Flipperautomaten» (Nicholas Carr)?

Keine Zeit? Noch meine Eltern rackerten sich ein Leben lang ab mit dem Lebensnotwendigen, ohne Warmwasser, Waschmaschine, Heizung. Nun lamentieren wir, wir hätten keine Zeit zum Lesen, keine Zeit zur Ruhe, keine Zeit für uns. Zu komisch, wo wir doch in einem Zeitwohlstand leben, von dem unsere Vorfahren nie zu träumen wagten. Ihnen fielen mit 40 die letzten Zähne aus. Wir rechnen dann mit weiteren 40 gesunden Jahren. Samt bezahlten Ferien plus Pension. Mit TGV und Flugzeug. Mit Staubsauger und Spülmaschine. Mit autonomem Rasenmäher. Mit Mobile online. Mit GPS und Apps in jeder Lebenslage. Spart uns das nicht jede Menge Zeit?

Sind am Ende wir selber das Problem? Zu dumm, zu langsam, zu zerstreut? Warum glauben wir, die Zeit laufe an uns vorbei? Weil wir die leere Zeit nicht schätzen. Beim Warten im Airport. Am Feierabend. Wir nutzen leere Stunden nicht, wir verplempern sie, füllen sie ab mit TV und Social Media – und sehnen uns romantisch nach dem vermeintlich ungehetzten Leben des Bauern vor 200 Jahren, der mittags im Weizenfeld sein Schläfchen hielt. Und blenden aus, dass er abends sein hartes Brot mit der Grossfamilie teilte, danach wartete, bis die Kerze abgebrannt war. Gute Nacht.

Darum – zur Immunisierung gegen das Tempogejammer – erst mal zwei beruhigende Überlegungen:

Zunächst: Seit wann ist die Schweiz schnell? Auf Rolltreppen stehen die Leute hier so still, als hätten sie alle Zeit der Welt; in Südkorea machen das nur Touristen. Spitäler funktionieren nächtlich nur notfallmässig; in Boston tritt man abends zur Operation ein, wird morgens direkt ins Büro entlassen. Von Politik nicht zu reden.

Sodann: Seit wann tut es Menschen gut, endlos Zeit zu haben, nichts zu tun, die Seele baumeln zu lassen? Die Zahl der Scheidungen nimmt nach Weihnachten und Ferien zu. Haben die Menschen nichts zu tun, ausser am Pool zu liegen, Bier zu trinken, fernzusehen, überfällt sie leicht eine Traurigkeit oder eine Wut aufs Leben, eine miese Stimmung, für die besser keine Zeit bleibt.

Nichts gegen das Abschalten. Wer pausenlos drauflosrudert, verliert sein Ziel aus den Augen. Also mal ans Ufer sitzen, in die Beiz, in die Kunsthalle: Antennen ausfahren, mit frischen Impressionen und Kräften die Fahrt neu aufnehmen. Friedrich Nietzsche pries die Langeweile als «Windstille der Seele, welche der glücklichen Fahrt und den lustigen Winden vorangeht». Also abschalten – um neu aufzudrehen. Abschalten als Aufladen – mit unerhörten Eindrücken, verschwenderischen Tätigkeiten.

## Der Zahn der Zeit ist ein Skandal

Vergänglichkeit anhalten wird zum Breitensport. Am Kongress «Special Care Zahnmedizin» kam mein Vortrag «Bis(s) zum Ende?» mässig gut an. Der Anspruch alter Leute aufs lückenlose Gebiss wird zum Menschenrecht. Senioren erwarten einen Service, als gäbe es ohne Ende zu beissen, zu kauen, zu verdauen. Darf man noch fragen: Was denn? Wozu denn? Müssen meine Zähne meinen Geist überleben? Mir fiel Billy Wilder ein, er erzählte, als er grad 90 wurde, diesen Witz: «Ein Mann beim Arzt. Der Arzt: Was fehlt Ihnen? – Ich kann nicht mehr pinkeln. – Arzt: Wie alt sind Sie? – 90. – Arzt: Dann haben Sie genug gepinkelt.»

Total unkorrekt. Tatsächlich haben wir heute nie genug vom Leben, also verwischen wir die Schatten, die die Zeit wirft. Mit 66 fängt das Leben ja erst an, lustig zu werden, auf Golfplätzen, bei Wildwasserabenteuer, auf Weltreisen. Dumm nur, dass der Schöpfer das so nicht

vorhersah, weshalb wir klapprig und runzelig werden, lange bevor unsere Unternehmenslust erlahmt. Ein Zwiespalt, den Medizin kitten muss. Lässt sich der Zahn der Zeit schon nicht ziehen, soll er wenigstens unsichtbar nagen. Medizin wird zur Agentur für Körper-Repair. Auf Biologie ist kein Verlass, sie ist keine Freundin langer Fristen. Sie investiert in die Jugend, schiebt die Alten ab. Religion wiederum, traditionell zuständig für Entschädigung, zieht auch nicht mehr richtig. Himmelsfreuden als Ausgleich für irdische Misere? Wir wollen die Entschädigung hier. Also muss Medizin es richten: glatte Haut, volles Haar, prima Potenz – und blendend weisse Zahnreihen. Muss das sein? Eine Frage der Einstellung zur Zeit. Sagt mir jemand, man sehe mir die 73 Jahre überhaupt nicht an, fühle ich mich kurz geschmeichelt – um gleich die Stirn zu runzeln, wie Herr Keuner bei Bertolt Brecht: «Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: <Sie haben sich gar nicht verändert.> <Oh!>, sagte Herr K. und erbleichte.»

Die äussere Erscheinung als Spiegel des inneren Seins? Das Innenleben im Alter hat allerhand hinter sich, Rackereien, Ausschweifungen, Enttäuschungen. Darf man die sehen, zeigen? Je älter der Baum, umso zerfurchter die Rinde. Je älter der Mensch, umso zerfalteter seine Haut. Oder wollen wir mit 80 zeitlos aussehen? Wie Gustav Aschenbach in Thomas Manns *Tod in Venedig*, der todgeweihte Alte mit Schminke und gefärbtem Haar? Das riecht oft heftiger nach Tod als das vergilbteste Gebiss. Gleichzeitig ist klar: Manche 70-Jährige denken, empfinden, handeln heute jünger als vor kurzem 50-Jährige. Sollen sie dann nicht auch so aussehen? Ungebremste Lebensenergie – und ein abgekämpftes Gebiss, reimt sich das? Die Kluft zwischen lebhaftem Innern und abgelebtem Äusseren zu mindern, dazu – finde ich – ist ästhetische Medizin okay. Sozusagen als Konsequenz für den medizinischen Fortschritt: Da Medizin unser Leben in die Länge zieht, soll sie uns gefälligst auch davor bewahren, das halbe Leben wie zerfurchte Greise herumlaufen zu müssen. – Doch nun, zum Schluss:

### Endlichkeit als Stachel der Existenz

Endlichkeit ist derzeit nicht hoch im Kurs. Wir tun alles, unsere irdische Aufenthaltsfrist zu verlängern, die zwar nicht die Endlichkeit abschafft, jedoch deren Vorboten retouchiert. Dabei hätten wir ohne Endlichkeit gar keine Zeit. Oder glaubt jemand, wir hätten, wenn wir unendlich lebten, auch unendlich viel Zeit?

Dagegen hilft: Simone de Beauvoir lesen, *Tous les Hommes sont mortels*. Signor Fosca, ein Nobler aus Carmona, hatte ein Lebenselixier getrunken, war prompt unsterblich geworden – und büsst fortan die Fähigkeit ein, am Leben der Menschen teilzunehmen. Er kann nicht lieben, nicht hassen, nicht träumen, nicht verzweifeln. Da er sowieso ewig lebt, verliert jeder Augenblick alle Spannkraft, jede Bedeutung. Als ein Reisegefährte einmal sagt, er wäre zu gern unsterblich, er würde dann gewiss die

Durchfahrt nach China finden, entgegnet Fosca: «Nein, bald würdest du dich nicht mehr für China interessieren, weil du allein wärst auf der Welt. Nie hatte ich einen Freund, die Menschen haben mich immer wie einen Fremden betrachtet, wie einen Toten.» Der Unsterbliche als Toter unter Sterblichen. Für den, der niemals sterben wird, verliert alles Leben seinen Sinn. Keine Tapferkeit und keine Feigheit hat Gewicht, keine Leistung und kein Versagen. Nichts gilt ernst – angesichts der Unendlichkeit der Lebensspanne. Er riskiert ja nichts, er wagt nichts, er setzt nichts ein, er gibt nichts von sich hin. Fosca endet im Stumpfsinn. Der Roman endet so: «Ich hatte nichts zu hoffen. Ich konnte mein Leben nicht einsetzen, konnte nicht mit ihnen lachen, nie waren Tränen in meinen Augen, nie Feuer im Herzen. Ein Mensch von Nirgendwoher, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft und ohne Gegenwart. Ich wollte nichts. Ich war niemand.»

Weil Fosca alle Zeit der Welt hat, zerfliesst sein Leben. Er findet nicht seine Zeit. Dass wir Jemand sind, macht die Endlichkeit. Es ist der Tod, der uns menschlich macht. Nur der Mensch ist sterblich. Götter sterben nie, sie leben ewig. Tiere leben meist, als lebten sie ewig. Götter nehmen kein Ende, Tiere sehen kein Ende. Zu beneiden sind sie darum kaum. Die einen langweilen sich göttlich von Ewigkeit zu Ewigkeit, die andern verlieren sich animalisch von Augenblick zu Augenblick. Der Mensch hängt zwischen Augenblick und Ewigkeit. Deshalb hat er, als einziges Lebewesen, Zeit. Er hat Zeit, weil er weiss, dass er nicht endlos Zeit hat. Wer aber weiss, dass er nicht endlos Zeit hat, schreckt auf aus dem Larifari des routinierten Alltags. Das Wissen ums unvermeidbare Ende zieht einen scharfen Riss durch unsere Existenz, weckt uns aus der Schläfrigkeit unserer Routine. Der Tod, der Stachel. Der Blick aufs Ende stachelt das Leben an. Im Bewusstsein der Endlichkeit nutzen wir die Stunden, die uns bleiben.

Carpe diem? Höchste Zeit. ●

*Ludwig Hasler (\*1945), Autor und Vortragsredner, glaubt, er lebe nur dieses eine Mal. Also packt er alles, was ihn interessiert in seine irdische Aufenthaltsfrist. Er liebt es, lebhaft nachzudenken – über Fragen der Zeit, über die Schweiz, über den Menschen darin. Humorvoll und klug bereichert der Philosoph und langjährige Journalist Debatten, er schreibt Bücher und ist Berater in der Gruppe «Digitalisierung» der Economie Suisse. Ludwig Hasler ist verheiratet und wohnt in Zollikon. [www.ludwighasler.ch](http://www.ludwighasler.ch)*



Ueli Berger, *Drumming*, 2000 – 2005. Schlagzeugstöcke, Pauke, Motor, Rampenkonstruktion aus diversen Materialien. Foto: Kunsthaus Langenthal.

Werk in der Ausstellung

## Getaktete Zeit

Ein Paukenschlag mit einem anschliessenden Klappern durchbricht von Zeit zu Zeit die Stille des Raumes. Die Installation *Drumming* von Ueli Berger taktet Zeit akustisch. Von einem erhöhten Laufband abrollend, fallen Schlagzeugstöcke mit einem dumpfen Knall auf eine Pauke, prallen ab, landen dann mit hölzernem Scheppern auf dem Boden, wo sie wild durcheinander liegen bleiben.

Ueli Berger interessierte sich in seinem Kunstschaffen für Alltagsgegenstände. Für *Drumming* benutzte er die, über Jahre gesammelten, abgelegten Schlagzeugstöcke seines Sohnes, der

als Berufsmusiker beim täglichen Üben zahlreiche Stöcke verbrauchte. So wie sich das Üben mit sichtbaren Zeichen in die Hölzer einschrieb, so unterliegen sie auch im Kunstkontext einer optischen Veränderung. Jeder Aufprall hinterlässt neue Schrammen und Kratzer. Die Zeit schreibt sich weiter tagtäglich in die Stöcke ein.

Ueli Berger nutzt den Ausstellungsraum als Resonanzkörper. Auch wenn man *Drumming* in der Ausstellung längst hinter sich gelassen hat, dringt das Knallen und Klappern als Zäsur der Zeit weiter in das Bewusstsein. *sk*

Die Musik gehört zur Biografie von **Ueli Berger** (1937–2008, Bern). Seine Tätigkeit als Jazzmusiker prägte zahlreiche seiner Kunstwerke, die mit Rhythmus und akustischen Signalen spielen. In der Sammlung des Vögele Kultur Zentrum befinden sich vier Werke des Schweizer Künstlers.

# «FÜR DEN, der ein routiniertes Leben führt, VERGEHT DIE ZEIT SCHNELLER»

ZEHN  
MINUTEN

Wie unsere innere Uhr funktioniert, wieso Aufmerksamkeit, neue Erlebnisse und Erinnerungen so wichtig sind und wie wir unsere gefühlte Zeit selbst intelligent beeinflussen können, erklärt der Psychologe *Marc Wittmann*.

Interview: *Stephanie Ringel*

## Herr Wittmann, haben wir Menschen eine innere Uhr?

Eine Art tickendes Organ, das gleichmässig schwingt wie eine Pendeluhr, haben wir nicht. Es gibt aber tatsächlich so etwas wie innere Uhren, die unseren Körper und unsere Psychologie bestimmen. Diese über den Körper verteilten Uhren werden von einer Schaltstelle, dem Nucleus Suprachiasmaticus, koordiniert. Das ist eine winzige Region im Hypothalamus, also im Gehirn, die sich ungefähr hinter unserer Nasenwurzel befindet und den zirkadianen Rhythmus kontrolliert.

## Den zirkadianen Rhythmus?

Er sorgt dafür, dass alle neuronalen und hormonalen Vorgänge im Körper im 24-Stunden-Takt arbeiten. So wird zum Beispiel unser Schlaf-Wach-Rhythmus bestimmt, also abends ins Bett zu gehen und morgens aufzustehen.

## Und alle inneren Organe passen sich daran an?

Jedes Organ hat seinen eigenen Rhythmus, der leicht variierend um die 24 Stunden herum oszilliert. Doch Licht synchronisiert unsere Organe, so dass sie alle gleich schwingen und unser Körper in eben diesen dann exakt 24-Stunden-Rhythmus kommt. Der Wissenschaftler Jürgen Aschoff hat schon in den 1960er Jahren untersucht, was passiert, wenn das Sonnenlicht, der wichtigste Reiz zur Koordination der inneren Uhren, wegfällt.

## Was hat er herausgefunden?

In Andechs bei München haben sich Studenten freiwillig wochenlang einsperren lassen. Bei Kunstlicht, ohne Uhren und Informationen von draussen. Sie wussten also nicht, welche Tageszeit ist und durften ihren Schlaf-Wach-Rhythmus selbst organisieren. Die zentrale Erkenntnis aus dem Experiment war, dass unsere innere Uhr sehr regelmässig funktioniert. Sie haben nämlich immer ungefähr acht Stunden geschlafen und waren die übrige Zeit wach. Vor allem aber haben sie Eigenzeiten entwickelt. Weil das Licht zur Koordination fehlte, ver-

schoben sich nicht nur die einzelnen inneren Uhren des Körpers, sondern die Schlafphase selbst verschob sich langsam, systematisch und individuell.

## Jeder Mensch hat seine eigene Zeit?

Ja, sie ist im Alltag wichtig, weil wir Menschen verschiedene Chronotypen haben. So wie es grössere und kleinere Menschen gibt, braunhaarige und blonde, so ticken die Menschen unterschiedlich. Extreme Frühaufsteher stehen den extremen Langschläfern gegenüber, die meisten Menschen funktionieren jedoch «dazwischen». Alle haben ihr Bedürfnis nach acht Stunden Schlaf, doch dieses Bedürfnis ist zeitverschoben. Die eine Person geht um 22 Uhr ins Bett, weil sie schon müde ist, und steht um 6 Uhr früh auf. Die andere Person geht vielleicht erst um 2 Uhr morgens ins Bett und steht idealerweise um 10 Uhr auf.

## Und trotzdem können wir unsere Eigenzeit nicht ausleben, sondern müssen uns an gesellschaftlich vorgeschriebene Zeiten halten.

Till Rönneberg hat das in München erforscht, er nennt das Problem *social jetlag*. Ein Drittel der Erwachsenen und die meisten Jugendlichen sind ihrer Zeit ständig hinterher. Sie müssen ein bis zwei Stunden früher aufstehen, als es ihnen ihre biologische Uhr rät. Das addiert sich über die Wochentage und erst am Wochenende können sie Schlaf nachholen.

## Kein Wunder, dass die meisten Teenager das Wochenende am liebsten im Bett verbringen!

Jugendliche sind Langschläfer. Till Rönneberg behauptet, einer der ganz wenigen zuverlässigen Marker am Übergang von der Adoleszenz zum Erwachsenenalter sei die Veränderung des Chronotyps. Man kann sagen, dass die meisten Jugendlichen eher Spättypen sind. Ungefähr im Alter von 21 Jahren variieren diese Spättypen ins ganze Spektrum der Erwachsenenwelt – von Ganz-früh-Aufstehern zu Ganz-spät-Aufstehern. Die meisten werden mittlere Typen. Um acht Uhr früh Mathematik zu lernen, widerspricht daher dem biologischen Bedürfnis

der meisten Schüler. Die Aufmerksamkeitsbereitschaft ist noch nicht da, das heisst, man kann auch nicht gut lernen.

### **Reicht das Wochenende denn aus, um das Schlafdefizit auszugleichen?**

Nein, eben nicht. Je mehr social jetlag, je mehr Minus zur biologischen Aufstehzeit, desto müder sind die Menschen, desto schlechtere Stimmung haben sie. In Zusammenarbeit mit Till Rönneberg habe ich eine Studie durchgeführt, in der wir zeigen konnten, dass Erwachsene mit social jetlag mehr Alkohol trinken, weil er eine Einschlafhilfe sein kann. Obwohl die innere Uhr dagegen steht, müssen sie früh ins Bett, um morgens pünktlich zur Arbeit zu gehen. Wer trotzdem spät ins Bett geht, trinkt in der Regel tagsüber mehr koffeinhaltige Getränke, um wach zu bleiben, und fühlt sich generell schlechter. Social jetlag hat also gesundheitspsychologische und gesundheitspolitische Relevanz.

### **Prägt die innere Uhr neben unserem Lebenstakt auch unser Zeitempfinden?**

Die Antwort darauf hat nichts mehr mit dem zirkadianen Rhythmus zu tun. Nun geht es um die Erfahrung von Zeit, die aus dem Gedächtnis gespeist ist. Da ich so viele Menschen sagen hörte: «Ach, die Zeit vergeht immer schneller!», habe ich mich gefragt, wo eigentlich die Beweise dafür sind. Und ich habe keine gefunden. Im Rahmen einer Studie mit 500 Teilnehmern zwischen 14 und 93 Jahren wollten wir das ändern und haben ganz einfache Fragen gestellt: Wie schnell vergeht die Zeit für Sie? Wie langsam? Wie war die letzte Woche? Der letzte Monat? Dabei kam heraus, dass die gefühlte Geschwindigkeit mit fortschreitendem Alter zunimmt – bis ungefähr 60 Jahre, danach bleibt sie eher gleich.

### **Was schliessen Sie daraus?**

Zunächst einmal, dass Erlebnisse und Routine eine grosse Rolle spielen. Im Jugend- und jungen Erwachsenenalter passiert so vieles neu: das erste Bier, der erste Kuss, das erste Mal ohne die Eltern im Urlaub. Dann Schulabschluss, Auszug, Studium..., alles ist interessant, man ist offen für neue Erfahrungen. Das sind markante Ereignisse, die im Gedächtnis abgespeichert werden. Je älter ich werde, desto öfter wiederholen sich Erfahrungen. Routine schleicht sich ein. Auch die Offenheit für neue Erfahrung nimmt häufig ab.

### **Und was hat das mit Zeitempfinden zu tun?**

Sehr viel! Denn wir haben erkannt, dass Aufmerksamkeit und Erinnerungen für unsere Zeitwahrnehmung eine grosse Rolle spielen. Nehmen wir den klassischen Effekt eines verlängerten Wochenendes: Ich fahre mit Freunden in eine neue Stadt und erlebe ganz viel. Wenn ich nach zwei Tagen zurückkomme, habe ich oftmals das Gefühl: Mensch, war ich lange weg von zu Hause. Warum? Weil der Zeitraum rückblickend so gestreckt ist mit all diesen Erlebnissen, mit Neuem, mit emotionalen Erfahrungen. Gefühle sind der Klebstoff für Erinnerungen und damit auch für die Zeit – sie dehnen unsere empfundene Zeit. Hingegen: Je mehr Routine wir erleben, desto schneller vergeht die Zeit. Denn ich habe im Gedächtnis nichts Neues besonders abgespeichert. Der selbe Weg zur Arbeit, die selben Kollegen, die selben Arbeitsinhalte... und am nächsten Tag geht das ganze wieder von vorne los.

### **Das wäre ja ein Plädoyer, möglichst viel im Leben zu erleben!**

Menschen, die abwechslungsreiche Dinge in ihrem Leben tun, den Wohnsitz, den Beruf oft wechseln oder sich mit ganz vielen verschiedenen Menschen austauschen, wenn sie also ein emotional reiches, intelligentes Leben führen, dann dehnt sich ihre Zeit. Wer ein zu routiniertes Leben führt, in dem wenig passiert, für den vergeht die Zeit schneller, er empfindet sie als kürzer.

### **Gibt es für gefühlte Zeit auch eine Uhr im Körper?**

Dieser gefühlte Ablauf der Zeit über lange Zeiträume hängt vom Gedächtnis ab. Aber wir erleben die Zeit auch im Moment. Zeitwahrnehmung im Sekundenbereich konnte ich mit funktioneller Magnetresonanztomografie bestimmten Gehirnprozessen zuordnen: Wenn wir kurze Intervalle zeitlich schätzen sollen, ist eine Region im Gehirn besonders aktiv, und zwar der insulare Cortex, kurz die Insula. Sie liegt rechts und links der Mitte, unter den Hirnlappen versteckt. Bisher wussten wir, dass die Insula für die Körperwahrnehmung zuständig ist, für alles, was wir fühlen, wie Hitze, Kälte, Schmerz, Hunger, Durst, Jucken, Kitzeln. Wenn ich Sie jetzt zum Beispiel auf Ihr rechtes Knie hinweise, dann geht Ihre Aufmerksamkeit dorthin. Plötzlich nehmen Sie die Signale wahr, die von dort ständig ans Gehirn gesendet werden, und Sie erleben Ihr Knie. Die Insula ist also die erste Station, in der Körpersignale ankommen, weiterverarbeitet und

**Wer keine leere Zeit zulässt, weil er sie zum Beispiel ständig durch Surfen im Internet füllt, der spürt sich weniger und hat daher auch das Gefühl, dass die Zeit immer knapper wird.**

verbunden werden mit unseren Gedanken und unserer Wahrnehmung der Umwelt um uns herum.

### **Wie in einem Sinnesorgan?**

Wir haben Augen fürs Sehen, Ohren fürs Hören, Hände zum Tasten, also Orte am Körper, die die Informationen aufnehmen, welche dann im Gehirn weiterverarbeitet werden. Für die Zeit gibt es das nicht! Wir brauchen ein ganzes Netzwerk von Informationen, um Zeit fühlen zu können. Zeit kann erst durch Körperlichkeit wahrgenommen werden. Und dieses Gefühl für Körperlichkeit wird durch die Insula vermittelt. In dem Moment, in dem Sie sich wahrnehmen, nehmen Sie auch Zeit wahr.

### **Damit werden Ihre Befunde plötzlich erklärbar...**

... genau! Wenn ich auf die Zeit achte, also aufmerksam bin, dann dehnt sich meine Zeit. Worauf achte ich, wenn ich auf die Zeit achte? Ich achte auf mich! Wer keine leere Zeit zulässt, weil er sie zum Beispiel ständig durch Surfen im Internet füllt, der spürt sich weniger und hat daher auch das Gefühl, dass die Zeit immer knapper wird.

### **Kann man seine Zeitwahrnehmung manipulieren?**

Ostasiatische Techniken wie Meditation oder Tai Chi können helfen, mit achtsamer Körperpraxis die eigene Körperwahrnehmung zu schulen, sodass man das Gefühl der Zeitdehnung erlebt.

### **Wie behalten Sie Ihr Zeitgefühl im Griff?**

Ich bin so privilegiert, dass ich von morgens bis abends ganz selbstbestimmt arbeiten kann. Damit bin ich nicht in den Nöten, wie andere Arbeitnehmer, die von aussen Zeiten aufgezwängt bekommen nach dem Motto «und das bitte noch schnell bis morgen». Ich habe viele Abgabefristen für meine Publikationen, aber ich glaube, ich habe mich ganz gut organisiert. Und ich kann Nein sagen. Nein, ich nehme diesen Auftrag nicht an, das wird mir jetzt zu viel. Ich habe immer 3 bis 4 Artikel, die ich schreiben muss. Mehr schaffe ich nicht. Ich kann mir erlauben, nur das zu machen, was ich für wichtig halte.

### **Woran forschen Sie gerade?**

Ich arbeite bei mir im Labor mit erfahrenen Meditierenden, untersuche Bewusstseinszustände und teste das sogenannte Ganzfeld. Dafür setzen Versuchspersonen eine

Brille auf, die ihr ganzes Gesichtsfeld, also die Umwelt in eine einheitliche Farbe verwandelt, zum Beispiel ein ruhiges Blau. Gleichzeitig hören sie über Kopfhörer angenehmes Wasserfallrauschen. So erleben sie, was wir sensorische Deprivation nennen. Sie sind in ihren zwei Hauptsinnen Sehen und Hören gleichmässig stimuliert, während sie bequem in einem schönen Stuhl sitzen und ihre Körperlichkeit vergessen können. Wir stellen fest, dass die Probanden sehr schnell in meditative Zustände kommen. Gleichzeitig testen wir, wie die Zeitwahrnehmung bei verschiedenen Farben ist, was sie spüren, wie sich das auswirkt.

### **Ihr Tipp für mehr Zeit im Alltag?**

Wenn mir alles über dem Kopf zusammenbricht, habe ich dieselben Panikattacken wie andere Menschen auch. Es gibt aber ein einfaches Rezept für zwischendurch: Im grössten Stress fünf Minuten Pause machen. Durchatmen. Die frische Luft spüren. Vogelgezwitscher hören. Jemanden anlächeln. Sich selber spüren. Plötzlich erscheint die Zeit lang. Im Grunde eine paradoxe Intervention: Wenn es am stressigsten ist, kurz raus aus dem Hamsterrad. ●

*Marc Wittmann (\*1966) ist Zeitforscher und Psychologe. Er arbeitet am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg und ist Privatdozent an der Universität München. Über seine Forschungen hat er erfolgreiche populärwissenschaftliche Bücher geschrieben, wie *Gefühlte Zeit: Kleine Psychologie des Zeitempfindens* (Beck, 2012) und *Wenn die Zeit stehen bleibt: Kleine Psychologie der Grenzerfahrungen* (Beck, 2015).*

*Stephanie Ringel (\*1970) ist Journalistin und lebt in Zürich. Sie glaubt: «Jedes Ding hat seine Zeit.» In diesem Geist widmet sie sich intensiv und freudvoll ihren storytelling Projekten wie Design- und Kulturmagazinen oder Auftrags-Biografien. Als begeisterte Beobachterin ihrer Zeit reizt es sie, Gesellschaftstrends nachzuspüren und guten Themen eine Bühne zu bereiten. [www.stephanieringel.com](http://www.stephanieringel.com)*



Erwin Hapke, *Nietzsche-Zimmer*, 2016. Foto: © Thomas Köster.  
 Werk in der Ausstellung

## Gefaltete Zeit

Schmetterlinge, Heuschrecken, Menschengruppen und Architekturmodelle: Erwin Hapke faltete jahrelang, still und zurückgezogen, tausende Objekte aus Papier. Kaum jemand wusste davon. Erst als der Papierkünstler 2016 verstarb, entdeckte sein Neffe das Gesamtkunstwerk. Erwin Hapke hatte das Haus seiner Eltern in ein Museum der gefalteten Zeit verwandelt.

An sämtlichen Wänden und auf jeder freien Fläche breiten sich die gefalteten Werke aus. Als ob Hapke zeitliche Abläufe darstellen wollte, entwickelte er aus ähnlichen Grundformen Figurengruppen mit feinsten Unterschieden. Aufgeschlagene Bücher, Zitate oder Gegenstände, wie zum Beispiel Insektensammlungen, geben Anhaltspunkte, wie das Werk gelesen werden soll. Die ge-

fundenen Formen sind in akribisch genauen und höchst komplizierten Faltanleitungen festgehalten und zeigen, dass sich Hapke intensiv mit japanischen Origami-Vorbildern auseinandergesetzt hat.

In selbst gewählter Isolation schuf der Lebenskünstler Hapke mit Musse, Können und Beharrlichkeit ein eigenständiges, komplexes Werk, wie es heute wohl nur abgeschlossen vom Verlauf der Zeit und mit grosser Kontemplation möglich ist. Mit dem Zusammenführen von Wissenschaft und Kunst war er – zumindest in der Kunstwelt – mehr am Puls der Zeit, als er es sich jemals hätte vorstellen können. *sk*

**Erwin Hapke** (1937, Ostpreussen – 2016) war ausgebildeter Schlosser und promovierter Biologe. Mit seinen Faltungen richtete er das Haus seiner Eltern als eine Art Museum ein. Schilder weisen den Besuchern den Weg und in Zellophan verpackte Einzelstücke warten auf den Verkauf. Sein Wunsch war es, das Haus, in welchem rund 35 Jahre die Zeit stillstand, für immer so als Ganzes zu belassen und für Besucher zu öffnen. Die Zeit wird zeigen, ob dies möglich ist.



# Streicheleinheit für die SEELE

ZWÖLF  
MINUTEN

**Staunen und Langeweile scheinen sich zu widersprechen. Doch wenn Lebenskunst und der rechte Moment zusammenkommen, entsteht aus dem Zusammenspiel der beiden Pole: die Mussestunde. Ein Plädoyer für die Vermählung von Sinn und Zeit.**

**Matthias Burchardt**

«Vermögen wir uns noch zu wundern?», fragte schon im Jahre 1925 der Literaturkritiker Kurt Pinthus angesichts einer «Überfülle des Erlebens». Das Aufkommen der Massenmedien, die Verbreitung von Boulevard-Nachrichten, die Beschleunigung des Reisens, die politischen Umwälzungen und ökonomischen Krisen, Kriege und der technische Fortschritt führten bereits damals zu einer merkwürdigen Unstimmigkeit, die bis heute ungebrochen fort dauert: Die sich überbietenden Sensationen und Superlative verlieren ihren exzeptionellen Reiz und formen vielmehr ein monotones Grundrauschen der Gleichgültigkeit. Das Fortschrittsversprechen der Moderne, durch die Überbietung der Gegenwart eine bessere Zukunft zu ermöglichen, ist in Reklamebotschaften und politischer Propaganda zur Karikatur verkommen: Das Neue wird in der Konsumwelt zum Fetisch und die permanenten Reformen – vom Bildungs- bis zum Gesundheitswesen – bemühen zwar eine emanzipatorische Rhetorik, aber bleiben den Beweis einer tatsächlicheren Verbesserung der Lebensverhältnisse meist schuldig. Geschichte geschieht uns heute als maximale Beschleunigung und ewige Wiederkehr von Innovation und kreativer Zerstörung. Auch die Kunst bleibt von diesem nihilistischen Furor nicht unberührt: Der Markt giert ständig nach frischer Ware und kurzatmiger Aufmerksamkeit und korrumpiert dadurch im Grunde das, wovon er lebt, ohne es aus eigener Kraft herbeiführen zu können: die Kreativität der Künstler, die Sinnkraft der Werke und die mitschöpfende Empfänglichkeit der Betrachter. Wie sollen uns da eine politische Idee, eine zivilisatorische Errungenschaft, eine technische Erfindung oder gar ein Gedicht oder Bild in Staunen versetzen?

## Schwer erträgliche Stille

Der Ansturm der Eindrücke, die Verdichtung der Arbeit, die Digitalisierung der Beziehungen, die Taktung der Termine und die Rastlosigkeit der Mobilität beschleunigen und fragmentieren unser Leben, so dass sich der Sehnsucht nach dem verlorenen Staunen auch eine Romantisierung der Langeweile beigesellt. Gestresste Eltern reagieren verständnislos, wenn nicht sogar ein wenig neidisch, wenn ihre Kinder über Langeweile klagen.

«Vermögen wir uns noch zu langweilen?», ist man versucht, in Abwandlung des Pinthus-Wortes, zu fragen.

Dies mag befremdlich klingen, da das Staunen und die Langeweile doch in vielerlei Hinsicht gegensätzliche Pole bilden. Hier sind wir lustvoll und inspiriert, fokussiert und involviert bei der Sache, dort leiden wir an Unlust, Leere und dem Fehlen einer erfüllten Verknüpfung unserer selbst mit etwas anderem. Auch die Zeitwahrnehmung könnte kaum unterschiedlicher sein: Das Staunen zeigt sich frisch und momenthaft, die Langeweile als lastendes Währen, das nicht vergehen will. Bei allen Unterschieden hat sich jedoch die Philosophie beider wesentlich angenommen. Dem antiken Denker Aristoteles (384–322 v. Chr.) etwa galt das Staunen (gr. θαυμάζειν – THAUMAZEIN) als Ausgangspunkt des Philosophierens. In der Verwunderung bricht die Oberfläche des Selbstverständlichen und offenbart die Tiefe des Fragwürdigen.

Blaise Pascal (1623–1662) dagegen beklagt, dass das Unglück der Menschen daher rühre, «dass sie unfähig sind, in Ruhe allein in ihrem Zimmer bleiben zu können» (*Pensées*, Fr. 139). In dieser Hinsicht bekommt die Frage «Vermögen wir uns noch zu langweilen?» einen bedrohlicheren Klang, denn es geht offensichtlich nicht mehr nur darum, unsere Umtrieblichkeit zu unterbrechen, um einen Moment der Leere als Peeling für die Seele herbeizuführen, so dass wir wieder gereinigt in die Hektik des Alltags zurückkehren können. Das wäre doch vergleichsweise leicht zu bewerkstelligen, indem wir zu einem anstrengenden Buch greifen, dessen Inhalt uns wenig interessiert.

Die andere, tiefere Lesart wäre: Sind wir überhaupt in der Lage, der Langeweile standzuhalten? Ist nicht vieles von dem, was wir treiben, eben eine Flucht vor dieser Erfahrung? Geschieht uns Zeit in der Langeweile nicht ähnlich, wie uns der Raum im «horror vacui» zustösst? «Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume macht mich Schauern» (*Pensées*, Fr. 206), schreibt Pascal. Unsere Häuser sind Echokammern des schweigenden Weltalls. Da dies kaum auszuhalten ist, flüchten wir uns in Zerstreuungen, die diese schwer erträgliche Stille überhören, den Raum mit Zierrat füllen, und die Zeit mit Unterhaltung vertreiben. Doch werden wir dadurch nicht vollends zu tragikomischen Figuren? Einerseits

**Einerseits sehnen wir uns nach Zeit und wissen,  
wenn wir sie dann haben, kaum mehr mit ihr anzufangen,  
als sie zu verscheuchen?**

sehnen wir uns nach Zeit und wissen, wenn wir sie dann haben, kaum mehr mit ihr anzufangen, als sie zu verscheuchen? Pascal wagt einen Blick in den Abgrund dieser verstörenden Erfahrung:

«Langeweile. Nichts ist dem Menschen unerträglicher als völlige Untätigkeit, als ohne Leidenschaften, ohne Geschäfte, ohne Zerstreungen, ohne Aufgabe zu sein. Dann spürt er seine Nichtigkeit, seine Verlassenheit, sein Ungenügen, seine Abhängigkeit, seine Ohnmacht, seine Leere. Allsogleich wird dem Grunde seiner Seele die Langeweile entsteigen und die Düsternis, die Trauer, der Kummer, der Verdross, die Verzweiflung.» (*Pensées*, Fr. 131)

### **Die wahren Lebensquellen**


Langeweile wird zum Brennglas unseres unheimlichen Weltaufenthaltes, denn sie enthüllt schonungslos die *conditio humana*, die Bedingungen, unter denen wir existieren. Und so gerät unser Gefühl unbedingter Souveränität ins Wanken, denn gemessen an den kosmischen Dimensionen von Raum und Zeit sind wir und unsere Geschäfte kaum von Bedeutung. Allerdings geschieht in der radikalen Langeweile mehr als ein Verlust von angemessener Selbstgewissheit, denn sie verweist uns auch auf das, was die Not wenden könnte: Sie zeigt, dass wir nicht aus uns selbst heraus existieren, sondern in Verhältnisse eingebunden sind, welche die wahren Lebensquellen sind. Die Langeweile im leeren Zimmer offenbart, dass wir Gemeinschafts- und Kulturwesen sind. Kultur und Gemeinschaft haben insofern nicht zwangsläufig den Charakter von Zerstreung oder Zeitvertreib, sondern können uns mit Raum und Zeit versöhnen. «Langeweile ist die hässliche kleine Schwester der Musse», spitzt die Philosophin Rita Molzberger zu und verweist durch die Verwandtschaftsmetaphorik auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Stimmungen: In der Musse geben wir uns einer Person oder Sache hin, ohne auf die Uhr zu schauen. Wir empfinden eine tiefe Resonanz zwischen uns und dem Gegenüber in einer sinnerfüllten Situation, sind weder von äusseren Zwecken getrieben noch durch besinnungslose Zerstreungen auf der Flucht vor Langeweile.

Doch können wir die Musse selbst herbeiführen oder wird sie uns geschenkt durch die sprichwörtliche Gunst der Stunde? Womöglich muss beides zusammenkommen: Lebenskunst und der rechte Moment. Es ist das alte Motiv des «*carpe diem*» (lat. pflücke den Tag), das uns auffordert, zu ergreifen, was uns entgegenreift. Kunst

und Literatur atmen bisweilen diese innigen Momente und bezeugen die Vermählung von Sinn und Zeit in vielfältiger Weise, sei es als rauschendes Fest oder durch karge Askese.

Künstler wie Erwin Hapke veranschaulichen dies exemplarisch: alle Brücken ins bürgerliche Leben abgebrochen, die Taktungen des Erwerbslebens hinter sich gelassen, um sich einsam seinem Werk zu widmen. Über Jahrzehnte bis zu seinem Tod verwandelte er sein Haus von der leeren Kammer Pascals in einen erfüllten Kosmos, ein unüberschaubares und doch wohlgeordnetes Ensemble von Papierfiguren, deren «Motivreiche» die Vielfalt der Welt aufblättern, von Tragik und Komik unserer Existenz erzählen und letztlich die Frage nach der Beheimatung in der schweigenden Unendlichkeit ästhetisch und existenziell beantworten. ●

*Dr. Matthias Burchardt* (\*1966) ist Bildungsphilosoph an der Universität zu Köln und forscht über Anthropologie und Bildungspolitik. Als Vater von vier Kindern, Wissenschaftler, Publizist und Vortragsreisender ringt er täglich um einen guten Umgang mit der Zeit. In Mussestunden schreibt er literarische Texte oder fotografiert. Als Neffe des verstorbenen Künstlers *Erwin Hapke* ist der Autor für den umfangreichen Nachlass verantwortlich.



**«Die Zeit vergeht  
nicht schneller als früher,  
aber wir laufen eiliger  
an ihr vorbei.»**

Geboren als Eric Arthur Blair wird der britische Autor unter dem Pseudonym **George Orwell** (1903–1950) berühmt. Vor allem zwei Werke verbindet man mit ihm, beide erschienen 1947 bzw. 1948: *Farm der Tiere*, und 1984 – ein schmales Buch das seit der Präsidentschaftswahl in den USA eine Renaissance erlebt.

# Die MAGISCHEN zehn Minuten

SECHS  
MINUTEN

**Mehr Zeit braucht man nicht, um endlich die Zeitnot zu besiegen, ein besserer Mensch zu werden und – ach, welche Aussicht – das perfekte Leben zu führen! Wäre da nicht diese Klitzekleinigkeit mit der Übrigzeit...**

*Gaby Ullmann*

Es gab eine Zeit, in der die Menschen einen gewissen Hang zur Langsamkeit pflegten. Man ging gemässigten Schrittes durch das Land und betrachtete dabei das Leben. Man war hier und nicht gleichzeitig auch dort. Diese Zeit ist vorbei, sie ist verloren gegangen. Mir jedenfalls fehlt sie. Permanent. Um ehrlich zu sein, bin ich derart in Zeitnot, dass ich mich wundere, wie ich bislang überhaupt einigermaßen zurechtgekommen bin mit den uns zugemessenen 24 Stunden pro Tag. Sind die eigentlich verhandelbar? Mit wem müsste man reden, um auf 25 Stunden aufzustocken? Noch hilfreicher wäre es natürlich, die Woche einfach um einen Schalttag zu verlängern. Diese 24 zusätzlichen Stunden könnte man dann auf die real existierenden sieben Tage verteilen. Macht nach Auskunft meines Taschenrechners pro Tag dreikommavierzweiachtfüfundnochwas Stunden mehr, genug jedenfalls, um mir aus der Patsche zu helfen.

Dass ich in dieses Dilemma mit der Zeit geraten bin, liegt nicht an mir. Denn im Grunde meines Herzens bin ich eine ausgesprochene Langweilerin. Ich könnte ohne Weiteres jene Stunden, die mir abzüglich der acht Stunden Arbeit plus der acht Stunden Schönheitsschlaf plus der lästigen Alltags erledigungen wie Einkaufen, Wäschewaschen, Steuer-Erledigen (jeweils aus unterschiedlichen Gründen nicht reduzierbar!) noch übrig bleiben, mit Nichtstun verbringen. Dasitzen und in meinen Garten gucken, beispielsweise. Wobei das im Grunde genommen ja gar kein Nichtstun ist, schliesslich sitzt man und guckt.

Nehmen wir also lieber den aus der Mode gekommenen Ausdruck: dem Müssiggang frönen. Ich könnte also ohne Weiteres stundenlang dem Müssiggang frönen. Dann aber, beim müssigen In-den-Garten-Gucken sehe ich: wild wucherndes Gewächs hier und verdorrte Pflanzenskelette dort. Und sofort höre ich die halb tadelnden, halb ermutigenden Worte meines befreundeten Nachbarn Georg, dem Gartengott: «Nur zehn Minuten, meine Liebe. Ein bisschen mähen, kurz mal vertikutieren, ein paar Triebe kappen, drei, fünf, neun Pflanzen versetzen, schnell Blätter zusammenrechen und den Weg kehren, ein wenig aufräumen und dann nur noch zur Biogasanlage fahren, um den Biomüll zu entsorgen – mehr ist das nicht. Du wirst sehen, mit nur zehn Minuten Arbeit

am Tag wird selbst aus deinem Garteninferno noch ein blühendes Paradies.»

Zehn Minuten nur. Ganz genau! Nur zehn magische Minuten sind es, die mich von einem perfekten Leben trennen. Ich könnte ein besserer Mensch sein. Mit etwas gutem Willen womöglich sogar die Welt retten. Zumindest aber wäre ich klüger, erfolgreicher, organisierter, schöner, gesünder, dünner, sportlicher, eloquenter. Tiefenentspannt, gütig und weise obendrein. Und dabei auch noch unfassbar reich. Wenn ich mir doch nur mal kurz Zeit dafür nähme, mich um meine Selbstoptimierung im Allgemeinen und die Finanzmärkte im Besonderen zu kümmern.

Aber: Ein Anfang ist gemacht. Kürzlich beispielsweise war ich auf einem viertägigen Seminar. Der Tag begann um 7.30 Uhr mit tibetischem Yoga. Bis 7.45 Uhr atmete ich abwechselnd durch mein linkes und mein rechtes Nasenloch und betete zu Buddha, er möge mich aufgrund der akuten Sauerstoffunterversorgung nicht ohnmächtig nach vorne umkippen lassen. Von 7.45 Uhr bis 8.15 Uhr imitierte ich ein etwas schwerfälliges Kamel beim Aufstehen oder versuchte, mich wie ein Yak an der Schulter zu reiben, obwohl mir dieses Tier noch nie begegnet ist. Die letzte Übung schliesslich verlangte, auf dem Rücken zu liegen und zu atmen. Das gelang mir ausnehmend gut und so beschloss ich, tibetisches Yoga in meinen Tag zu integrieren, zumal der Kursleiter versicherte, man müsse nicht das ganze Programm auf einmal absolvieren, der gesundheitliche Benefit läge allein in der Regelmässigkeit. Morgens nach dem Aufstehen nur... na, Sie wissen schon! Tatsächlich praktiziere ich jetzt täglich. Allerdings kein Yak und kein Kamel. Und schon gar nicht das Nasenwechsellspiel. Aber bei der letzten Übung bin ich konsequent dabei.

Nun habe ich auf dem Seminar aber auch gelernt, wie ich mit einer nur zehnminütigen Hautpflege-Massage-Kombi vermeide, demnächst wie Keith Richards auszu-sehen. Oder wie eine kurze Fussgymnastik den Hallux wieder geradebiegt. In einem TV-Report erfahre ich, dass man sich mit nur zehn Minuten Augentraining die Lesebrille ersparen kann. Paartherapeuten raten zu täglich zehn Minuten intensivem Körperkontakt, um die Partnerschaft über die Jahre zu retten (Sex zählt nicht dazu, aber ich hoffe, es gilt auch, dem Liebsten die kalten

Füsse auf den warmen Bauch zu stellen). All diese Dinge klingen überaus vernünftig und wären es wert, dass man dafür Zeit investiert. In der Summe aber bringen sie mich, wie sich jeder selbst ausrechnen kann, in höchste temporale Bedrängnis. Ich werde daher bei einer Schweizer Bank ein Nummernkonto eröffnen. Falls Sie ein bisschen Übrigzeit haben, etwa weil Sie heute nicht joggen gehen und lieber auf der Couch bleiben, zahlen Sie doch bitte darauf ein. Ich bin für jede Minute dankbar. ●



## Meine AUSZEIT

**Der Jesuitenpater Franz-Xaver Hiestand hat sich vier Monate aus seinem bisherigen Alltagsleben verabschiedet. Rückblickend erzählt er persönlich von der reinigenden Wirkung täglicher Routinen, Wanderungen oberhalb der Baumgrenze und der Kraft menschlicher Gemeinschaft.**

Der Student wollte mir schon lange einige Fragen ausführlicher darlegen. Immer wieder hatte ich ihn getröstet. Doch nun besucht er mich in der Gegend in Österreich, in der ich meine Sabbatzeit verbringe. Eine Stunde sind wir schon unterwegs im grün-gelben, rot-braunen Herbstwald. Ich fühle mich aufnahmefähig, wie ich es sonst nur nach acht, neun Tagen Fasten mit Tee und Wasser bin. Nach zwei Monaten Auszeit durchdringen mich die Natur, die Symphonie der Herbstfarben und die Worte des Gastes. Es fällt leicht, den Fragen des Mannes bis in all ihre Verästelungen zu folgen und manchmal kurz zu antworten. Wir wandern weiter. Er selbst formuliert, welche Schritte er als nächstes zu tun gedenkt. Irgendwann kehren wir in die noch sommerliche Stadt zurück. Einen Monat später mailt er, dass sich nach unserem Gespräch vieles fast wunderbar gefügt habe.

Vordergründig mag es sich hierbei um einen alltäglichen Moment in der Ratgeber-Szene handeln. Doch für mich manifestierte sich in ihm, welch konstruktive Dynamik von einer Auszeit ausgehen kann.

Irgendwann überkommt heute die meisten Menschen die Sehnsucht, sich für längere Zeit aus dem beruflichen und familiären Alltag zu verabschieden. Unzählig sind die Möglichkeiten, mit dieser Sehnsucht zu flirten, un-

*Gaby Ullmann (\*1965) ist Journalistin und lebt mit Kind und Kater in München. Als freie Autorin für Zeitschriften und Tageszeitungen muss sie sich notgedrungen mit unumstösslichen Abgabe- und Druckterminen herumschlagen. Zu ihrem eigenen Erstaunen (und mithilfe von Nachtschichten) schafft es die bekennende Lang-Weilerin aber doch immer, ihre Texte fristgerecht abzugeben. [www.kkat.de](http://www.kkat.de)*

zählig die Angebote, ihr eine Weile nachzugeben. «Auszeit zur rechten Zeit», lautet das Zauberwort. Vielerorts haben Frauen und Männer in der Ferne einen Trompetenklang vernommen wie der namenlose Mensch in Franz Kafkas Erzählung *Der Aufbruch*. Sie wollen losziehen und kennen nur ein Ziel: «Nur weg von hier, nur weg von hier.»

Nach arbeitsintensiven Jahren in der Hochschulseelsorge in Luzern und Zürich beseelte auch mich die Hoffnung, anderswo als in der gewohnten Umgebung im Rahmen eines Time-out die bisherigen Lebens- und Arbeitsrhythmen konzentriert zu unterbrechen. Immer wieder musste ich bei der Planung dieser Zeit an die Überlegungen des in Berlin lehrenden Philosophen Byung-Chul Han denken. Er macht darauf aufmerksam, dass an der heutigen Zeiterfahrung nicht die Beschleunigung das Beunruhigende ist, sondern der fehlende Schluss, der fehlende Takt und Rhythmus der Dinge. Es existieren, so Han, «keine Dämme mehr, die den Fluss der Zeit regeln, artikulieren oder rhythmisieren, die die Zeit halten und verhalten könnten, indem sie ihr einen Halt geben, einen Halt in seinem schönen doppelten Sinne». Als mein Vorgesetzter mir dann eine viermonatige Auszeit gewährte, wollte ich an einen Ort hingehen, der es erlaubt, einerseits etliche Pendenzen, die in Zürich

liegendeblieben waren, gründlicher abzutragen, als dies in der vertrauten Umgebung möglich wäre, und andererseits immer wieder bewusst die Augen zu schliessen. Die Jesuitengemeinschaft von Innsbruck bot sich dafür an. Hier leben mitten in der Stadt, nahe den Alpen, Theologie-Studenten und -Professoren aus dem Orden zusammen mit Seelsorgern, welche in der anliegenden Jesuitenkirche tätig sind. Sie unterbrechen ihre Arbeit regelmässig durch gemeinsame Gebets-, Gottesdienst- und Essenszeiten, lassen daneben aber den Gästen eine grosse Freiheit, den eigenen Interessen verantwortet nachzugehen.

In der Tat hielt der Ort alles, was er versprochen hatte. Schnell erkundete ich das alpine Umfeld der Stadt. Die Baumgrenze der nahegelegenen Gebirgskette lässt sich leicht erreichen. Und jenseits des Grats breitet sich eine erhabene Arena der Einsamkeit aus. Die Ruhe steckt an. Die äussere Stille dringt ins eigene Innere. Alltagsorgen entziehen sich allmählich dem Blickfeld.

Während ich in Zürich täglich zahlreiche Entscheidungen fällen musste, wird deren Zahl jetzt überschaubar. Nur noch wenige neue Informationen dringen zu mir. Ich kann mich dem vertieft widmen, was ist und was war. Beinahe mit Händen zu greifen ist, wie die eigene Kreativität wächst und verloren geglaubte Kräfte zurückkehren. Was sich zeigt, erscheint klarer umrissen als zuvor. Die gemeinsamen Zeiten mit den Jesuiten, die mir mit Anteilnahme und respektvoller Distanz begegnen, ermöglichen ein humanes, produktives Klima. Nicht unerwartet verstärkt sich auch der Wunsch, öfters als sonst zu beten. Es ist, als würde ich in einer abgeschwächten Form Exerzitien machen.

In den klassischen Exerzitien, die Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens, der Welt hinterlassen hat, begeben sich Menschen bewusst für 30 Tage in die Stille, versenken sich mehrmals täglich, jeweils zur selben Zeit, in bestimmte Stellen aus der Bibel und bringen diese mit ihrem eigenen Leben in Verbindung. Sie sprechen nicht, ausser mit jener Person, welche sie während dieser Tage begleiten, aber nicht im Geringsten manipulieren darf.

Obwohl ich jetzt zwischendurch spreche und manche Nachrichten der Aussenwelt aufnehme, kommen viele Prozesse in Gang, die ich aus den klassischen Exerzitien kenne: eine vertiefte Selbstvergewisserung, die Entfaltung eines sättigenden Schweigens oder eine wachsende Gelassenheit. Ausserdem scheint es, als würden alle Sinnesorgane einem natürlichen und umfassenden Reinigungsprozess unterworfen.

Peter Sloterdijk hat bereits vor Jahren Formen des Trainings analysiert, welche die Zeit mit Hilfe des Rhythmus strukturieren. Einen gedanklichen Bogen vom antiken Sport über die religiöse Askese bis zur modernen Gelehrsamkeit spannend, zeigt er auf, wie Menschen religiöse, literarische, sportliche oder therapeuti-

sche Tätigkeiten einüben und wiederholen. Indem sie regelmässig üben, prägen sie nicht nur ihr Dasein, sondern betten dieses auch in einen zeitlichen Fluss ein.

Die von Sloterdijk beschriebenen Verhaltensweisen stehen in der jahrhundertealten Tradition von Übungen, die es dem Individuum einerseits erlauben, für eine begrenzte Zeit aus den gewohnten zeitlichen Bahnen herauszutreten. Und andererseits helfen sie ihm, die eigene Zeit zu ordnen. Im buchstäblichen Sinne des Wortes sind Exerzitien solche Übungen. Auch meine strukturierte Auszeit trägt Züge solchen Übens.

Langeweile keimt in diesen Tagen nicht auf. Die Rückblicke auf wichtige Erfahrungen der vergangenen Jahre und die Lust, Liegendebliebenes endlich mit der ersehnten Sorgfalt bewältigen zu können, sind zu stimulierend. Die Mischung von geistiger Tätigkeit und Rückzug, begleitet vom spürbaren Wohlwollen der Mit-Jesuiten, erzeugt eine Stimmung, in der sich wohl die überdurchschnittlich hohe Ausschüttung von Glückshormonen nachweisen liesse.

Tücken, Fallen und Abgründe hätten sich wohl offenbart, wenn ich den Tagen keinen festen Rahmen gegeben hätte. Und sehr hilfreich ist es, dass Angehörige, Freunde und Mitarbeitende wissen, welchen Charakter meine Auszeit hat und in welchem Grad wir in dieser Zeit miteinander in Verbindung bleiben.

Es ist nicht einmal nötig, sich rigide gegen die verschiedenen Kommunikationsmittel zu wehren, die sonst den Alltag prägen. Der für viele Menschen unerbittlich hämmernde Imperativ, sich ständig mitteilen zu müssen, verliert seine dämonischen Züge. Von selbst wächst die Lust, lange Texte und dicke Bücher zu lesen. Jetzt ist die Kraft da, einem feinsinnigen Essay in seine komplexen, auch widerspenstigen Gedankenbewegungen zu folgen.

Und vor allem verbindet sich der Geist nun leicht mit jenen Menschen, die einem aufgrund ihres Engagements nahestehen oder weil ich mit ihnen befreundet bin. Ich muss nicht einmal direkt von ihnen hören. Sie kommen auch so zu mir. *Solitaire et solidaire* wird dieser Zustand in Anlehnung an Albert Camus genannt: Ein Programm und eine erfüllbare Verheissung für alle, die engagiert die Augen schliessen wollen. ●

*Franz-Xaver Hiestand (\*1962) ist Superior der Zürcher Jesuitengemeinschaft und verantwortlich für das aki, die katholische Hochschulgemeinde, Zürich. Im Lassel-Haus Bad Schönbrunn leitete er die 30-tägigen Grossen Exerzitien und regelmässig Exerzitien mit Filmen. 2015 war er auch Mitglied der ökumenischen Jury am Filmfestival von Locarno. Rückblickend auf seine Auszeit meinte er: «Ich wunderte mich, wie tief und lange ich in den vier Monaten Auszeit schlafen konnte.»*



João Maria Gusmão + Pedro Paiva, *Glossolalia* («Good Morning»), 2014.  
16-mm-Film, ohne Ton, 7:10 min., Produktion: Fondazione HangarBicocca,  
Mailand.

Werk in der Ausstellung

## Gedehnte Zeit

Die Videoarbeiten von Gusmão + Paiva haben immer denselben, strikten Aufbau. Die Kamera bleibt während langer Sequenzen – manchmal sogar während des ganzen Filmes – unbeweglich an einem Ort stehen. Die Handlung des Videos vollzieht sich im festgesetzten Rahmen der Kamera. Alltägliche Bewegungen rücken stark verlangsamt in den Mittelpunkt, so dass zum Beispiel auch ein gewöhnlicher Handgriff zu einem grossen Ereignis wird.

Das Werk *Glossolalia* richtet das Augenmerk auf eine Voliere, in welcher ein Papagei herumfliegt. Bis fast zum Stillstand verlangsamt, bewegt er sich an der Kamera vorbei und präsentiert seine natürliche Schönheit in Zeitlupe.

Das visuelle Erlebnis steht bei Gusmão + Paiva im Vordergrund. Dies zeigt sich auch in der Präsentation im Raum. Das Rattern

der 16-mm-Projektoren, auf welchen die Filme gezeigt werden, verstärkt die Intensität der bewegten Bilder und macht die stillen Arbeiten greifbarer.

Gusmão + Paiva verlangen von den Besuchern Geduld. Die Künstler machen deutlich, dass jede Bewegung ihre Zeit braucht. In den poetischen Videoarbeiten werden diese darüber hinaus zeitlich gedehnt. Wir brauchen mehr Zeit als in der Wirklichkeit, um die Bewegungen zu erleben. Als Belohnung für die Geduld kann unerwartet Schönes im sonst flüchtigen Augenblick entdeckt werden. *sk*

**João Maria Gusmão** (\*1979, Lissabon) und **Pedro Paiva** (\*1977, Lissabon) arbeiten seit 2001 als Künstlerduo zusammen. Sie bezeichnen ihre Arbeiten selbst als «erholsame Metaphysik». Die verschiedenen Werke weisen Bezüge zur Kunst-, Fotografie- und Filmgeschichte auf. So zum Beispiel zu den Chronofotografien von Eadweard Muybridge, die als wichtige Wegbereiter für den ersten Film gelten.

# WENN ZEIT mehr als GELD IST

FÜNF  
MINUTEN

**Der Franken ist die Währung in den drei offiziellen Säulen der Altersvorsorge. Neu lässt sich nun in einer geldfreien 4. Säule Betreuungszeit mit Freiwilligenarbeit ansparen. Wer später selbst Hilfe nötig hat, kann sein Guthaben einlösen.**

*Claudia Wirz*

Das Prinzip ist so simpel wie überzeugend: Frau Meier ist Jungrentnerin und möchte etwas Sinnvolles tun. Frau Huber ist hochbetagt und braucht gelegentlich Hilfe im Haushalt. Was also liegt näher, als die beiden zusammenzubringen? Das ist auf den ersten Blick nicht neu, wenn da nicht die Idee der Zeitgutschrift wäre. Seit ein paar Jahren mischt dieses aus Japan stammende Konzept auch den Schweizer Markt für Freiwilligenarbeit auf. Wer in rüstigen Zeiten freiwillig jemandem hilft, soll später in nicht mehr so rüstigen Zeiten ein Recht auf Gegenleistung im gleichen Umfang erhalten. Geld fliesst nicht. Zeit, gemessen in Stunden, ist die Währung dieser 4. Säule der Altersvorsorge. Kurzum: Freiwilligenarbeit soll zwar nach wie vor ein gutes Gefühl geben, dem Leistungserbringer aber auch noch einen verdienten Zusatznutzen bringen.

Die Zeitvorsorge ist der Versuch einer zivilgesellschaftlichen Antwort auf die drängendsten Fragen der modernen Wohlfahrtsgesellschaft. Der demografische Wandel, der sich zuspitzende Pflegenotstand, die wachsenden Sozialausgaben der öffentlichen Hand, kaum Zinsen auf den Altersguthaben, die Vereinsamung der Alten und die rasant steigenden Kosten im Gesundheitswesen stellen die konventionelle Alterssicherung vor riesige Herausforderungen und die gesellschaftliche Solidarität auf eine schwere Probe. Neue Formen einer sich für alle lohnenden Solidarität zwischen den Generationen sind gefragt.

Im oft von Partikularinteressen getriebenen Räderwerk der Politik haben es frische Ideen zuweilen schwer. Als Dach einer genossenschaftlichen Basisbewegung will deshalb der Verband KISS der Zeitvorsorge den nötigen strukturellen Rahmen geben. KISS steht für «Keep it small and simple»; kleinstrukturiert und unbürokratisch soll alles sein. Mitmachen kann jeder, auch wer noch nicht im Rentenalter ist. Der vom Organisationsentwickler Ruedi Winkler präsierte Trägerverein umfasst heute neun aktive Genossenschaften, die seit 2013 in einzelnen Gemeinden entstanden sind. Die jüngste ist letztes Jahr im Toggenburg gegründet worden. Als junger Verein sei man überall noch in der Aufbauphase, sagt Winkler, aber die Idee sei ein Erfolg. Und Vorschusslorbeeren gibt es auch. Obwohl die Zeitvorsorge noch in der Initialphase steckt und es noch niemanden gibt, der sein ange-

spartes Guthaben einlöst, bescheinigt eine Studie dem Konzept den gesellschaftlichen Nutzen. Wenn durch Zeitvorsorge etwa Heimeintritte verzögert und Spitex-Stunden reduziert werden können, kann das die öffentliche Hand merklich entlasten.

Nach dem Aufbau folgt die Konsolidierung und dann droht immer die Gefahr des bürokratischen Wachstums. Eine politische Initiative will die Zeitvorsorge nun mit einem Leistungskatalog ausstatten. Das ist aus Ruedi Winklers Sicht der komplett falsche Weg; es wäre der Tod dieser genossenschaftlichen Idee. Gleichwohl kommt der Verband KISS nicht ohne den Staat aus, und wer zahlt, befiehlt – in der Regel. Für zwei Drittel der Finanzen soll künftig die öffentliche Hand aufkommen, schliesslich wird jede einzelne Genossenschaft professionell geführt und das braucht Geld. Die Genossenschaften regeln die Administration und sie bringen vor allem die «Tandems» zusammen.

Die Stadt St. Gallen geht einen anderen Weg. Zeitvorsorge wird hier im Rahmen der staatlich getragenen Stiftung «Zeitvorsorge» organisiert. Über 100 Aktive stehen im Einsatz. Seit 2014 sind 13 000 Stunden Betreuungszeit angespart worden, sagt Geschäftsführerin Priska Muggli. Die Stadt gibt den Vorsorgenden eine Defizitgarantie für den Fall, dass das Projekt nicht weitergeführt werden sollte. Zwei Drittel der aktiven Freiwilligen sind Frauen. Man habe durch die Zeitvorsorge viele zusätzliche Leute für den Freiwilligeneinsatz gewinnen können, erklärt Muggli.


Für das St. Galler Modell braucht es allerdings eine spendable öffentliche Hand. 150 000 Franken steuert die Stadt jährlich bei. 3,4 Millionen Franken sind für die Eventualgarantie reserviert. Das war dem Kanton Aargau zu viel. Dort hat man ein Pilotprojekt nach St. Galler Vorbild begraben. Aber Ruedi Winklers KISS ist schon in den Startlöchern; auch im Aargau. ●

→ [www.kiss-zeit.ch](http://www.kiss-zeit.ch)

→ [www.zeitvorsorge.ch](http://www.zeitvorsorge.ch)

*Claudia Wirz hat Sinologie an der Universität Zürich studiert und mehrere Jahre in der Volksrepublik China gelebt. Sie ist passionierte «Spaziergängerin» zwischen Ost und West, in Zürich seit über 20 Jahren als Journalistin tätig, und sie findet: «Wer die Zeit nutzt, hat sie schon gewonnen.»*





**«Das Leben ist kurz, weniger wegen  
der kurzen Zeit, die es dauert, sondern  
weil uns von dieser kurzen Zeit fast  
keine bleibt, es zu geniessen.»**

**Jean-Jacques Rousseau** (1712 – 1778) war ein Genfer Philosoph. Seine epochale Leistung bestand darin, mit seinen Schriften die Aufklärung in Frankreich und Europa geprägt und der Französischen Revolution den Weg bereitet zu haben.



Iris Vetter, *Between Time*, 2015.  
Farbfotografie.  
Werk in der Ausstellung



## Kostbare Zeit

Iris Vetter beobachtet gerne Menschen an öffentlichen Orten. Dabei interessiert sie sich vor allem für wartende Menschen. Sie fängt mit ihrer Kamera jenen Moment ein, wenn sich die Wartenden vergessen und völlig in sich zurückziehen. Warten ist ein Moment des Dazwischens. Zwischen zwei Tätigkeiten werden wir zum Warten gezwungen. Und wir warten viel in unserem Leben. Auf den Zug, beim Coiffeur, auf den Vorgesetzten, auf besseres

Wetter, auf Grün an der Ampel, auf einen Drink, auf ein Spenderorgan. Neue Technologien wie das Smartphone verdrängen das Warten. Anstatt tatenlos auszuharren, schreiben wir SMS, sehen uns mal eben die letzten Facebookeinträge an oder lesen E-Mails. Iris Vetter ist somit einem Phänomen auf der Spur, das es immer weniger gibt. Der kurze Moment des erzwungenen Stillstandes wird kaum noch als solcher erduldet oder genossen.

**Iris Vetter** (\*1976, Hoorn) lebt und arbeitet in Amsterdam. Als Reportage- und Dokumentarfotografin arbeitet sie für verschiedene niederländische Zeitschriften und Zeitungen. Sie interessiert sich für die kleinen, alltäglichen Geschichten, die für sie immer auch im Zusammenhang mit sozialen und politischen Themen stehen.



Auf den Gesichtern der Wartenden zeigt sich weder Einsamkeit noch Langeweile. Der Blick richtet sich nach Innen und die Augen fixieren, leer und starr zugleich, einen zufälligen Punkt. «Dieser Moment», so Iris Vetter, «wenn sich der Wartende vergisst, ist ein kostbarer öffentlicher Moment von Privatheit.» *sk*

# AUF der Suche NACH BESSEREN ZEITEN

DREI-  
ZEHN  
MINUTEN

Wie kann man sich jenem Zustand annähern, den wir das gute Leben nennen? Drei hoffnungsvolle Perspektiven für eine neue Zeitkultur.

**Karlheinz A. Geissler**

Gehts um Zeit und um deren Gestaltung und Organisation, werden sich die Menschen die Glücksuche nicht ausreden lassen, wie Immanuel Kant behauptet hat. Man muss ihm zustimmen, wenn man sich den grossen Aufwand ansieht, mit dem sich die Menschen bemühen, ihr zeitliches Dasein zu verbessern und in Frieden zu existieren mit der Zeit, die irgendwann das Leben kostet. Die meisten dieser Aktivitäten scheitern, ein Grossteil bleibt wirkungslos, andere versanden. Lassen wir uns von den bisherigen Misserfolgen nicht abhalten und machen auch wir uns in drei Richtungen auf die Glücksuche nach den besseren Zeiten.

## Vom Zeitnotstand zum Zeitwohlstand

Sprechen wir im Alltag von «Wohlstand» sehen wir Menschen vor uns, denen es weder an Geld noch an Gütern fehlt, die sich relativ problemlos ihre Wünsche erfüllen können und die mehr Mittel zur Verfügung haben, als sie zum Leben brauchen. Mit einem Wort: Wohlstandsbürger haben genug. Obgleich das so ist, klagen sie gerne. Es fehlt ihnen nämlich etwas Entscheidendes zu ihrem Glück und das ist Zeit. Sie leben nicht die Zeit, sie leben den Zeitmangel. Die Reichen kennen die Zeit nur als knappe Frist, als Deadline und als das, was ihnen fehlt: «Tut mir leid, keine Zeit!» Sie alle leiden an «Angina temporis». Zeitwohlstand kennt man in dieser unserer Hochgeschwindigkeitsgesellschaft, in der man sich sogar die Nasen mit Tempo putzt, nur als Sehnsucht und als schöne Hoffnung. Die Literatur eines Rabelais, eines Robert Walser, eines Hermann Hesse, eines Sten Nadolny, sie lebt von dieser Sehnsucht, und die Leser und Leserinnen dieser Literatur leben ihre Hoffnungen und Wünsche nach Zeitwohlstand durch die Lektüre aus.

Materieller Wohlstand, das beweisen die Klagen der Wohlhabenden über den Zeitmangel, macht weder zufrieden, noch garantiert er eine erfüllte Lebensqualität. Geld- und Güterwohlstand sind durch einen Zeitnotstand erkaufte. Zeitnöte sind es denn auch, die es den Wohlhabenden verwehren, ihren materiellen Reichtum geniessen zu können.

Anders wäre es, wenn das, was wir unter Wohlstand verstehen, sich nicht nur auf Geld- und Güterwohlstand beschränken würde, sondern auch einen Reichtum an lebendigen Zeitformen und Zeitqualitäten einschliesse.

Eine solche Zeitwohlstandsgesellschaft könnte ihren Mitgliedern Spielräume eröffnen, ihre Eigenzeiten zu leben, mit Zeitvorgaben elastisch umzugehen und das ihnen angenehme und angepasste Tempo zu bestimmen, sich und ihr Umfeld rhythmisch zu organisieren und darüber hinaus ihre Zeitsouveränität zu erweitern. In einer Gesellschaft, die Zeitwohlstand als Ziel anstrebt, sind die Menschen nicht nur geldverdienende Wesen.

Zeitwohlstand anzustreben hiesse, die derzeit wirkmächtige Vorstellung von Wohlstand um die Kategorien des Wohlbehagens und Wohlbefindens zu erweitern. Das wiederum würde verhindern, dass man sich zwar Tag für Tag abplagt, um die Mittel zum guten Leben zu erwerben, dann aber gezwungen ist, aus Mangel an Zeit auf das gute Leben verzichten zu müssen.

Was Zeitwohlstand ist, weiss eigentlich jeder Mensch und jeder Mensch weiss auch, wie dieser gelebt werden könnte. Allein, man nimmt sich zu wenig Zeit, das Wissen praktisch werden zu lassen. Eine erfreuliche Ausnahme – man sollte sich daran ein Beispiel nehmen – ist ein namentlich unbekannter Bahnreisender, der dem Zugbegleiter bei der Fahrkartenkontrolle gezeigt hat, wie Zeitsouveränität aussehen könnte:

In einem dieser schnellen Züge, die unser Land durchqueren, in denen den Passagieren wegen der vielen Tunneldurchfahrten Sehen und Hören vergeht, stellt der die Fahrkarten kontrollierende Zugbegleiter bei einem der Passagiere fest, dass dieser nicht den für diesen schnellen Zug erforderlichen Fahrschein hat. Er bittet ihn, den fehlenden Betrag nachzuzahlen. Auf die Frage des Passagiers, warum dies denn nötig sei, antwortete der Zugbegleiter: «Weil dies ein so schneller Zug ist.» Die zeitsouveräne Reaktion des Fahrgastes: «Dann fahren Sie doch langsamer.»

Wer sich solche Antworten leisten kann, lebt im Zeitwohlstand.

## Von der Uhreneinfalt zur Zeitvielfalt

Das Werden und Vergehen – das ist, was wir Zeit nennen – zeigt sich im alltäglichen Zeitleben als Strauss bunter, vielfältiger und abwechslungsreicher Zeitformen und Zeitqualitäten. Es gibt mehr unterschiedliche Zeiten, als unsere Sprache an Begriffen dafür bereitzustellen in der Lage ist. Zeit gibt es nur im Plural. Einsteins Relativitätstheorie hat das bestätigt. Was sich im Alltag als

## Das zeitliche Wohlbefinden, Goethe sprach von «gesteigertem Wohlseyn», braucht die Distanz zur Uhr und deren Zeitansage.

Zeitvielfalt präsentiert, reicht weit über die einfältige und grobkörnige Alternative «langsam»/«schnell» hinaus. Zwischen *High-Speed* und *Slow-Motion* tun sich viele bunte Farbspielereien des Zeitlichen auf. Sollte die Zeit, wie das ja gerne behauptet wird, wirklich einem Fluss gleichen, dann ähnelt sie einem Fluss mit Untiefen, Verwirbelungen, Stromschnellen, einem mit Dämmen, Verästelungen, Schleifen und einer Vielzahl an Seitenarmen.

Viel einfältiger hingegen stellt sich die herrschende Zeitkultur dar. Geprägt wird sie nicht von den vielfältigen Zeiten des Erlebens, den Erfahrungen und der Natur, sondern von der mechanisch hergestellten, qualitätslosen und langweiligen Zeit der Uhr.

Im Herrschaftsbereich der Ökonomie, in der Lebenswelt der Büros, in den Maschinenhallen, den Labors, aber auch im Alltag des Privatlebens opfert man die Zeit dem Zeitgott Uhr. Die übers Ziffernblatt streifenden Zeiger sind es, die Zeitdruck machen. Die die Zeit durch eine enge Anbindung ans Geld verknappen und die für ein stressreiches «Eilt sehr!»-Dasein sorgen. Die Uhr und deren Zeit halten die Zeitgenossen auf Trab, wie die Peitsche des Jockeys das Rennpferd. Uhren produzieren Zeitnot. Sie stecken die unterschiedlichen Lebenswelten, von der Arbeit bis zur Freizeit, von der Kultur bis zum Sport, vom Bildungs- bis zum Gesundheitsbereich allesamt in die gleich enge Zeituniform.

Die Verwirklichung des Wunsches nach einem bunten, vielfältigen und zeitsatten Dasein verlangt aber keine zeitliche Uhrzeit-Einfalt, sondern eine lebendige Zeitvielfalt. Wir brauchen nicht nur Stunden, sondern auch Stündchen, nicht nur Termine, sondern auch Augenblicke, nicht nur Fortschritt, sondern auch Rückschritt und Stillstand. Die Stunden werden gezählt, die Stündchen erlebt. Termine werden gemacht, Augenblicke erfahren. Die Zeiten, die das Leben lebens- und liebenswert machen, sind vor allem jene Zeiten, die nicht gezählt und nicht verplant werden.

Es geht bei den Zeitnöten, über die geklagt wird, nicht um ein Mehr an Zeit. Zeit gibts nämlich genug, und täglich kommt neue nach. Zeitnöte sind vielmehr der Notruf nach alternativen, nach besseren und zufriedener machenden Zeitqualitäten und Zeiterfahrungen. Das zeitliche Wohlbefinden, Goethe sprach von «gesteigertem Wohlseyn», braucht die Distanz zur Uhr und deren Zeitansage. Kurzum: Solange die Gesellschaft und ihre Mitglieder wie gebannt auf die Uhr schauen und ihr Zeitenglück bei den Zeigern suchen, werden die Probleme, die sie mit der Zeit haben, eher grösser und die Chancen,

die Zeit als Freundin gewinnen zu können, immer geringer.

Den Schlüssel zu einem reichen, einem zufriedensstellenden und bunten Zeitleben findet man nicht dort, wo Zeiger und Ziffernblatt sagen, was die Stunde geschlagen hat. Oder dort, wo die Pünktlichkeitsdressur die Welt in eine der Termine, der Deadlines und der Frühaufsteher verwandelt. Sondern in einem sensibleren und intensiveren Einfühlungsvermögen in die Vielfalt unterschiedlicher Zeitenqualitäten und deren wechselseitige Durchdringung. In dieser Hinsicht empfiehlt es sich, bei Johann Gottfried Herder in die Lehre zu gehen, der 1799 in seiner Studie *Verstand und Erfahrung, Vernunft und Sprache* schrieb:

«Eigentlich hat jedes veränderliche Ding das Mass seiner Zeit in sich; dies besteht, wenn auch kein anderes da wäre; keine zwei Dinge der Welt haben dasselbe Mass der Zeit. Mein Pulsschlag, der Schritt oder Flug meiner Gedanken ist kein Zeitmass für andere; der Lauf des Stromes, das Wachstum eines Baumes ist kein Zeitmesser für alle Ströme, Bäume und Pflanzen. Des Elefanten und der Ephemere (Eintagsfliege) Lebenszeiten sind einander sehr ungleich, und wie verschieden ist das Zeitmass in allen Planeten! Es gibt also (man kann es eigentlich und kühn sagen) im Universum zu einer Zeit unzählbar viele Zeiten; die Zeit, die wir uns als das Mass aller denken, ist bloss ein Verhältnismass unserer Gedanken, wie es bei der Gesamtheit aller Orte einzelner Wesen des Universums jener endlose Raum war. Wie dieser, wird auch seine Genossin, die ungeheure Zeit, das Mass und der Umfang aller Zeiten, ein Wahnbild.»

### Von der Uhrzeit zur Zeitökologie

Der Mensch ist Teil der Natur und als solcher kann er sich in seinem Zeitdenken und Zeithandeln nicht völlig frei fühlen. Nur in eingeschränktem Umfang ist die Zeit subjektiver Verfügungsgewalt zugänglich. Menschen entscheiden zwar über Zeit, Zeit widerfährt ihnen aber auch. In den Worten des Philosophen Hans Blumenberg: «Zeit ist das am meisten Unsrige und doch am wenigsten Verfügbare.»

Aus ökologischer Sicht ist der Mensch grundsätzlich abhängig von seiner eigenen und von der äusseren Natur. Sein Zeitleben und sein Zeiterleben sind an die Prozessabläufe der Natur gebunden. Täglich erlebt er, dass die Zeiten des Gestaltens, des Erduldens und des Erfahrens nicht der festgeschriebenen und kalkulierbaren Ordnung

der Uhrzeigerverläufe folgen. Als psycho-physisches Naturwesen ist der Mensch den rhythmisch gestalteten Zeitimpulsen seines leiblichen Organismus unterworfen. Eine umfassende menschliche Willensfreiheit ist, was die Zeit und den Umgang mit ihr betrifft, daher eine Fiktion. Nur dort, wo das Menschenrecht auf Zeit zugleich auch als Naturrecht auf eine eigene Zeitnatur verstanden und akzeptiert wird, lässt sich massvoll, zufrieden und würdig leben. Jeder Mensch trägt Rhythmen in sich, die sein Fühlen, sein Wahrnehmen und sein Tun beeinflussen. Der Rhythmus des Herzschlags, der des Pulses, die zyklisch gesteuerte Ausschüttung der Hormone, alles das zählt zu den Grundlagen menschlicher Existenz. Das Leben kann daher nicht gegen die Gesetze der Zeitnatur, sondern nur mit und nach den Gesetzen der Zeitnatur gelebt werden.

Geprägt und strukturiert werden das Zeitleben und das Zeiterleben durch die beiden unterschiedlichen Zeitmuster Rhythmus und Takt. Der Takt ist das Zeitmuster, dem die Uhrzeit folgt, der Rhythmus ist das Zeitmuster des Lebendigen, das der inneren und der äusseren Natur. Während der Takt für eine messbare und berechenbare Zeit sorgt, steht der Rhythmus für eine lebendige, eine variable Zeit.

Nach 600 Jahren Veruhrzeitlichungsdressur in Europa haben sich die Menschen und deren Lebenswelten mehr und mehr von den Zeitanlagen der inneren und der äusseren Natur entfernt. Die Korrespondenz zwischen der menschengemachten Zeitordnung (Uhrzeit) und den sich periodisch wiederholenden Zeitläufen der Natur ist zerbrochen. Für den italienischen Filmregisseur Federico Fellini ist das ein Grund zu der Klage: «Unser Land ist arm an Rhythmus.» Anders werden könnte das durch eine stärker ökologisch ausgerichtete Zeitpolitik, deren Ziel es ist, die zeitliche Gestaltung des Daseins umfassender und wirkmächtiger, als das bisher der Fall ist, an den Naturgebundenheiten des Menschen auszurichten und das Wirtschaftshandeln nicht gegen, sondern mit der Natur und deren Zeitmass zu organisieren.

Das Leben ist multitemporal, und die Welt ist es auch. Man muss die abwechslungsreichen Schattierungen des irdischen Zeitgefüges, die vielfältigen Geschwindigkeiten, die farbigen Zeitqualitäten nur entdecken, akzeptieren, schützen und pflegen. Nur dort lässt es sich relativ entlastet von Zeitnöten, Zeitkonflikten und Zeitproblemen existieren, wo die Menschen ihr Zeithandeln in eine befriedigende Balance mit dem natürlichen Zeitmass und den Zeitanforderungen der menschengemachten Zeitordnung bringen.

In Richtung einer stärker ökologischen Zeitpolitik weist die Rio-Erklärung der UN-Konferenz für Umwelt

und Entwicklung. Sie propagiert eine Politik, die eine Annäherung der Zeiten der Ökonomie (Uhrzeiten) und der Natur (Naturzeiten) vorantreibt und ermöglicht. Ökologisch orientierte Lebensstil- und Politikkonzepte, die mit den Begriffen der «Nachhaltigkeit», der «Vorsorglichkeit» und der «Zukunftsverträglichkeit» argumentieren, zeigen in diese Richtung.

Wie Systeme in der Natur ihre Stabilität und ihre Elastizität, ihre Fehlerfreundlichkeit und Überlebensfähigkeit dadurch vergrössern, dass der Reichtum an unterschiedlichen Arten zunimmt, so erhöhen auch Gesellschaften und deren soziale Subsysteme mit der Breite und der Vielfalt ihrer Zeitformen und Zeitqualitäten ihre Lebens- und Überlebenschancen. Denn je grösser die Mannigfaltigkeit, umso mehr, besser und eher sind Gemeinschaften, Familien, Arbeitsteams in der Lage, mit für sie neuen Situationen, mit Überraschendem und Unvorhersehbarem umzugehen.

### Was tun?

... damit die Zeit nicht gegen, sondern für die Menschen da ist? Die kurze Antwort: Wir müssen nicht die Zeit verändern, wir müssen unser Verhalten in der Zeit verändern. Die etwas längere Auskunft: Es geht nicht um eine optimale Nutzung der Zeit, die uns die gegen alle Inhalte gleichgültige Uhr anzeigt, sondern um die Entwicklung von Fähigkeiten, Eigenzeiten und die Zeitvielfalt wahrzunehmen und zu leben. Wir könnten beispielsweise die Produktivität der Langsamkeit, des Abwartens und der Geduld schätzen und fördern. Wir brauchen nämlich Bereiche träger Produktivität, wenn wir nicht zum Objekt unseres selbst geschaffenen Geschwindigkeitsrausches werden wollen, sondern Gemeinschaft, Liebe und Vertrauen erfahren möchten.

Wir könnten zum Beispiel im «Warten» etwas anderes als verlorene Zeit sehen. Nämlich die Möglichkeit, etwas Neues, Unerwartetes an uns herankommen zu lassen. Nur wer warten kann, kann auch etwas erwarten. Das Warten stiehlt uns nicht nur die Zeit, es schenkt sie uns auch. Als schöne Tochter der Zeit öffnet uns das Warten die Tore zu anregenden und erholsamen Ausflügen in die Welten der Phantasie, des Vorstellungsvermögens und der Ideenkraft. Warten heisst Zeit haben – und «hat man Zeit», so der französische Dichter Apollinaire, «hat man Freiheit auch».

Auch mehr Pausen könnten wir wieder machen. Zeitwohlstand ist immer auch Pausenwohlstand und diesen haben wir dann, wenn wir verfügbare Zeit haben, über die wir nicht verfügen. Wirklich freie Zeit ist nutzlos, sinnlos ist sie nicht. Sie ist die Zeit des Unnutzen, die

## Wirklich freie Zeit ist nutzlos, sinnlos ist sie nicht.

Zeit, in der man nicht aufs Nützliche schaut und die gerade deshalb nützlich ist.

Und was könnte man noch tun? Überprüfen Sie mal, ob Sie die kleinen Triumphe des Alltags wirklich brauchen: Die Befriedigung, als Erster zu starten, wenn die Ampel auf Grün schaltet. Das Erfolgserlebnis, kurz vor der Kasse im Kaufhaus, an der Hotelrezeption oder am Skilift einen Mitwartenden zu überholen, der jetzt hinter einem steht. Lassen Sie es, und merken Sie sich: Mit Eile kommt man nicht schneller ans Ziel, schneller aber ans Ende. ●

Univ.-Prof. Dr. Karlheinz Geissler ist Zeitforscher. Er schreibt, lehrt und lebt in München, wo er ein Institut für Zeitberatung führt ([www.timesandmore.com](http://www.timesandmore.com)). Seit 30 Jahren beschäftigt er sich mit der Zeit und lebt seitdem ohne Uhr. Der emeritierte Professor für Wirtschaftspädagogik hat mehr als ein Dutzend Bücher geschrieben. Seine neueste Veröffentlichung entstand zusammen mit seinem Sohn Jonas Geissler und heisst *Time is Honey: Vom klugen Umgang mit Zeit* (Oekom Verlag, München, 2015).

DREI  
MINUTEN

## KLEINE Chronologie

Wie sich der Zeitgeist im Laufe der Jahrhunderte verändert hat und in welche Richtung er sich in der nahen Zukunft entwickeln wird:

### Vormoderne

Vorgestern, vor mehr als fünfhundert Jahren, da gingen die Menschen mit den letzten Sonnenstrahlen ins Bett und standen mit dem ersten Hahnenschrei wieder auf. Der Lauf der Natur, die Jahreszeiten, Stand und Verlauf der Sonne, rahmten den Lebenslauf der Menschen. Zeit war immer Naturzeit und Zeithandeln stets rhythmisches Handeln. Das veränderte sich mit der Erfindung und der Verbreitung der mechanischen Uhr zum Ende des Mittelalters.

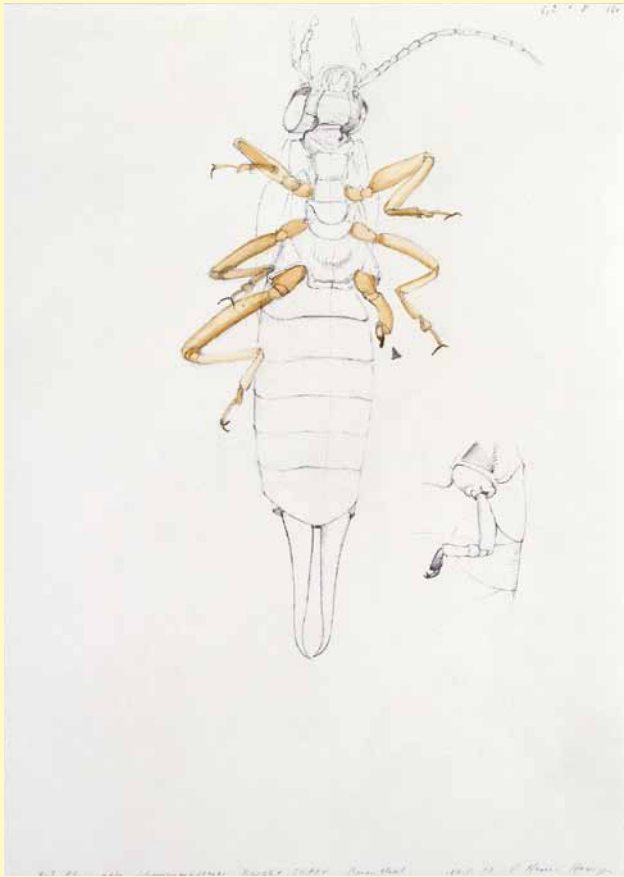
### Moderne

Gestern dann – vor zirka 250 Jahren – löste die technisch-industrielle Produktion sich in der Zeitgestaltung von der Natur und ihren Vorgaben. Maschinen füllten grosse Hallen, in denen Menschen, aufeinander abgestimmt wie die Räder eines Uhrwerks, gemeinsam arbeiteten. Zeit war maschinell hergestellte Zeit und Zeithandeln geschah nicht mehr rhythmisch, sondern vertaktet. Die Zeit und die Zeiteinteilung wird nun mit dem abstrakten Medium Geld gekoppelt: Zeit wird

zum Gut, Zeit wird Geld. Pünktlichkeit wurde zum Wirtschaftsfaktor, zu einer Tugend und zu einem Merkmal des guten Betragens erklärt. Um pünktlich sein zu können, brauchte man Uhren, Wecker und Terminkalender.

### Digitalisierte Moderne

So war es gestern, und in manchen Gebieten ist das auch noch heute so. Und morgen wirds, das lässt sich bereits erkennen, schliesslich wieder anders: Wir werden noch schneller, aber anders. Nicht die Schnelligkeit nimmt weiter zu, sondern die Verdichtung erhöht den Zeitdruck weiter. Flexibilität wird wichtiger als Pünktlichkeit. Gleichzeitigkeit prägt unseren Alltag: Die heute 14- bis 29-Jährigen surfen in 90 Sekunden um die Welt, telefonieren in allen Lebenslagen, zappen durchs Fernsehen und durch ihr Leben. In der Wirtschaft wird der Zeitwettbewerb globaler und umfassender, kurzfristiger und beweglicher. Die Uhr verliert ihren Einfluss an das Smartphone. ●



1)



2)

Cornelia Hesse-Honegger

- 1) *Ohrwurm* (Dermaptera), Reuenthal, Nähe Kernkraftwerk Leibstadt, Kanton Aargau. Farbskizze, Zürich 1998. Das Hinterbein auf der rechten Seite ist zu kurz und deformiert.
- 2) *Feuerwanze* (Pyrrhocoridae, *Pyrrhocoris apterus*), Séljony Mys, Nähe Kernkraftwerk Tschernobyl, Ukraine. Aquarell, Zürich 1990. Die deformierten Flügel decken das Abdomen nicht.

Werk in der Ausstellung

## Gestohlene Zeit

Cornelia Hesse-Honegger zeichnet und malt Insekten, die durch Strahlenbelastung deformiert sind. Das Herunterspielen der radioaktiven Gefahr nach der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl machte sie misstrauisch und sie begann Schäden an Insekten zu dokumentieren, die sie in Fallout-Gebieten, aber auch im Umfeld von intakten Atomanlagen, wie zum Beispiel in Gösgen im Kanton Aargau, fand. Die Atomkraftwerke, so hatten ihr die Wissenschaftler versichert, verstrahlen diese Orte kaum. Veränderungen an Pflanzen und Tieren seien nicht zu erwarten. Die Häufung

von schwersten morphologischen Schäden zeugten jedoch vom Gegenteil und schockierte Cornelia Hesse-Honegger tief. Mit mehrjährigen Forschungsprojekten und über 17000 gesammelten Tieren zeigt die Wissenschaftlerin auf, dass auch kleinste Mengen radioaktiver Strahlen zu tiefgreifenden Schäden in der Umwelt führen können.

Cornelia Hesse-Honegger ist überzeugt, dass wir unser Auge schulen müssen, um auch kleinste Veränderungen in der Umwelt als Auswirkungen von unserem Handeln zu verstehen. Wie

**Cornelia Hesse-Honegger** (\*1944, Zürich) erhielt 2015 in Washington D.C. für ihr aufklärerisches Werk den «Nuclear Free Future Award» in der Kategorie «Aufklärung». Jüngst reiste die Künstlerin nach Fukushima. Die Erfahrung dort sei grausam gewesen. Solche Deformationen in der Natur habe sie in ihrer 40-jährigen Karriere noch nie gesehen.





3)



4)

Cornelia Hesse-Honegger

- 3) *Eichenblatt*, Slavutitsch, Ukraine, nördlich Kernkraftwerk Tschernobyl. Aquarell, Zürich 1990. Gestörte Form.
- 4) *Weichwanze* (Miridae, *Deraeocoris ruber*), Nähe Kernkraftwerk Gösgen, Kanton Solothurn. Aquarell, Zürich 1988. Die Flügel sind ungleich lang.

wir unser Heute gestalten, hat Konsequenzen für spätere Zeiten. Dabei stehen kurzfristige Interessen manchmal im Konflikt mit langfristigen Folgen. «Mit dem schädlichen Effekt der Atomenergie nehmen wir Zeit von den nächsten Generationen. Sie müssen mit dem Atommüll arbeiten und können diesen nicht einmal mehr als Energiequelle nützen.» Die filigranen Zeichnungen rufen dazu auf, unsere Gegenwart mit einem nachhaltigen Blick auf die Zukunft zu gestalten. *sk*

# «... und es gibt KEIN ENTRINNEN»



Zwischen Freud und Leid: eine Tour d'Horizon  
über Minuten und Stunden von *Elmar Weingarten*.

Menschen, die Musik lieben und denen zu schaffen macht, dass die Zeit verrinnt und man sie zuweilen am liebsten anhalten möchte, erinnern sich nur allzu gerne an eine der tiefstinnigsten Szenen der Opernliteratur. Hugo von Hofmannsthal hat der schönen, aber eben doch merklich vor sich hin alternden Marschallin im *Rosenkavalier* die nachdenklichen Sätze aufgeschrieben, für die Richard Strauss die richtigen melancholischen Töne getroffen hat:

*«Die Zeit, die ist ein sonderbares Ding.  
Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts.  
Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie:...»*

In diesen wenigen Zeilen ist das Wesen der Zeit schon sehr eindrücklich erfasst. Die Zeit ist da und sie ist nicht da. Wir erleben die Zeitlosigkeit von Zeit. Sie fließt dahin, wir schwimmen mit ihr, wir erleben sie nicht als etwas Gegenständliches. Wir erleben, mehr oder weniger bewusst, ein ständiges Werden und Vergehen. Die Zeit kann schon ein kurzer Augenblick sein und sie endet in der unendlichen Ewigkeit.

Aber die Zeit ist eben auch ein Ding, ein «sonderbar Ding» gar. Wir gehen mit ihr um. Und sie geht mit uns um. Sie drängt uns, sie wird uns zu lang oder zu kurz. Wir erleben sie, wie sie an uns herumragt und ihre Spuren hinterlässt. Wir wollen sie in den Griff bekommen. Die Zeit soll nicht stille stehen, es sei denn, der Verweiledoch-Augenblick ist gar so schön. Dann wollen wir sie anhalten, oder sogar zurückdrehen.

Wir zerlegen die Zeit in Minuten, Stunden, Wochen, Monate und Jahre. Wir erleben das: Stunden werden zu Minuten und Minuten können zu Stunden werden. Die Zeit wird uns bewusst und plötzlich «spürt man nichts als sie», wie die Rosenkavalier-Marschallin, in den Spiegel blickend, die Zeit und sich in der Zeit erlebt. Und dann ist die Zeit plötzlich da, man spürt sie und es gibt kein Entrinnen. Man muss sich ihr stellen.

Zu Beginn dieses Jahres haben die Astronomen, die Herren der Kalenderkonstruktionen, damit alles wieder stimmt, die Uhr neu gestellt und uns eine Sekunde geschenkt. Ziemlich unsinnig, zu fragen, was wir mit diesem Geschenk angefangen haben. Aber es zeigt die Dinghaftigkeit der Zeit. Nur zehn von diesen Sekunden brauchen die schnellsten Sprinter der Welt, um einhundert Meter zu laufen. In einer Sekunde haben sie immerhin schon zehn Meter hinter sich gebracht.

Aber man kann auch ganz anders mit der Zeit umgehen. Von Konfuzius, dem so viel Tröstendes zum menschlichen Leben eingefallen ist, stammt der schöne Satz: «Es ist nicht wichtig, wie langsam du gehst, sofern du nicht stehen bleibst!» Wählt man sich in unseren gehetzten Zeiten dieses irgendwie doch sympathische Aperçu zum Leitmotiv des eigenen Lebenswandels, so würde man glatt aus der Zeit fallen. Einfach «nicht stehen bleiben» reicht heute nicht mehr, so klug es auch sein mag, sich Zeit zu nehmen, sich zu entschleunigen, innezuhalten, nachzudenken und dann weiter voranzuschreiten.

Zeitdruck ist das, worunter wir stehen und auch leiden. Wir erleben Zeit so richtig, wenn wir sie nicht haben, wenn sie uns gestohlen wird oder sie schlicht nicht ausreicht, um das hinzukriegen, was wir oder eher die anderen wollen, dass wir es schaffen. Und wenn wir sie haben, die Zeit, dann dürfen wir sie nicht verschlafen, verlieren, verschwenden, vergeuden, vertun und vor allem dürfen wir, haben wir mal bei all dem Trubel ein wenig Zeit gefunden, sie nicht totschiessen, auch wenn man das noch so gerne und mit Lust täte. Sie muss genutzt, sinnvoll gestaltet werden. Anderen dürfen wir die Zeit nicht stehlen, wir dürfen allerdings auch keine Zeit verschenken, auch wenn wir wissen, dass es zuweilen gut täte, Mitmenschen ein wenig Zeit zu schenken.

Jedes Ding hat seine Zeit. Mit solchen Metaphern ordnen wir die Ansichten, wie das Leben zu verlaufen hat. Mit einem Satz wie «Jetzt wird es aber langsam Zeit, ins Bett zu gehen» zwingen wir kleine Kinder, über den Begriff der Zeit nachzudenken, und die sich anschließenden Auseinandersetzungen sind vertraute Inhalte aus Familiengesprächen. Festgefügt sind auch die Vorstellungen, wann der Zeitpunkt gekommen ist, eine Familie zu gründen, aber auch, wann man sich endlich auf das Altenteil davonzumachen habe.

Eine Menge mutet man der Zeit auch zu, wenn man von ihr verlangt, dass sie alle Wunden heilt, oder dass mit ihr, wenn sie kommt, auch zwangsläufig Rat kommt. Auch traut man der Zeit die Kraft zu, dass sie zu Einsicht, oft verspäteter Einsicht führt. Einer der berühmtesten Sätze des vergangenen Jahrhunderts über das Verpassen des richtigen Zeitpunkts war wohl der von Gorbatschow: «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.»

Kein Zweifel, die Zeit beherrscht uns. Um in ihr und mit ihr glücklich zu werden, müssen wir ihrer Herzlosigkeit Widerstand entgegensetzen. Die Voraussetzungen sind günstig und schon dadurch gegeben, dass wir nicht

ständig an ihr leiden, weil wir sie ja meist nicht als eigenständigen Inhalt erleben oder dies geschickt vermeiden. Sie ist wie ein Fluss, in dem wir mitschwimmen.

Neue Begriffe bestimmen das Nachdenken über die Zeit. Zeitmanagement, Zeitbudget, Selbstoptimierung durch das Erwirken einer gesunden, glücklich stimmenden Balance zwischen Arbeit und Leben. «Work-Life-Balance» heisst das Zauberwort. Keineswegs ist es so, dass die Generation der Jungen die fremdbestimmte Arbeit, mit all ihren Fährnissen, gegen ein spassbestimmtes Leben in der Freizeit negativ absetzen oder kompensieren will. Auch Arbeit lässt sich so gestalten, dass jedes Ding seine Zeit braucht, dass diese auch gewährt wird, dass virtuelle Arbeitsteams sich zusammenfinden, um die Belastung mehr als nur erträglich zu machen. Aber wichtig wird der Jugend heute mehr denn je, dass eben eine Balance zwischen Freizeit, Familie und lustvoller Freizeitgestaltung hergestellt wird und, wenn es sich glücklich fügt, der Wertewandel, der im Gesellschaftlichen stattfindet, auch in die Welt der Arbeit hineingetragen wird.

Gänzlich neue Vorstellungen entwickeln sich, die am besten mit dem Begriff der Eigenzeit gekennzeichnet sind. Wie gesagt, jedes Ding braucht seine Zeit. Aber eben auch gut Ding will Weile haben. Das bedeutet Zugeständnisse machen, Druck wegnehmen und Dingen Zeit zum Reifen lassen. Das ist die neue Widerständigkeit gegen die Herrschaft der Zeit und eben auch Ausdruck der Sehnsucht, in der Zeit und mit der Zeit glücklich zu werden. ●

Für *Elmar Weingarten* (\*1942) wird die Zeit knapper und immer wertvoller. Von niemandem und von nichts lässt er sie sich stehlen. Als Musikmanager war er zuletzt Geschäftsführer und Künstlerischer Leiter der Festspiele Zürich und Intendant der Tonhalle Zürich. Heute lebt er mit seiner Frau, *Claudia von Grote*, und seinen Kindern in Berlin, wo er unruhig und beunruhigt, getröstet durch Musik und Theater, die irritierenden Weltzeitläufe beobachtet.

## Ewige RÄTSEL



**Wieso Physiker weiter denken als Albert Einstein und was das mit der Geburt von Raum und Zeit im Universum zu tun hat.**

*Claudia de Rham*

Wer hat noch nicht davon geträumt, ein «Zeitreisender» zu sein? Und doch, wir sind es alle! Wenn wir uns ganz ruhig und entspannt den Sternenhimmel ansehen, reisen wir durch die Zeit, genau wie Licht immer durch den Weltraum reist. Das Licht bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von 300 000 km pro Sekunde, es kann niemals im Weltraum zur Ruhe gelangen. Und so wie das Licht immer durch das Weltall reist, genauso reist alles, was wir kennen, durch die Zeit. Jedes einzelne Element im Universum.

Einstein war einer der Ersten, der diese Aspekte in seiner «Speziellen Relativitätstheorie» formuliert hat. Wir wissen seit mehr als einem Jahrhundert, dass die Vorstellungen von Raum und Zeit grundsätzlich miteinander verflochten sind. Im Gegensatz zu Newtons Perspektive, gibt es in Einsteins Theorie keine Trennung von Raum oder von Zeit; die Raumzeit als eine Einheit ist alles, was es gibt. Wir können nicht nur in die Raumzeit reisen, wir müssen sogar, da in der Raumzeit niemand jemals an einem Punkt ruhen kann.

Unsere Eigenwahrnehmung der Zeit kann allerdings ganz anders sein. Bis wir ein paar Jahre alt sind, besteht

unsere Vorstellung von Zeit hauptsächlich aus *jetzt* und *nicht jetzt*. Erst nach einem Lebensjahrzehnt können wir Zeit, wie sie in Uhren und Kalendern benutzt wird, voll und ganz begreifen. Aus der Sicht eines Physikers ist der Begriff der Zeit und wie sie gemessen wird viel förmlicher. Die Tage, in denen wir mit Sonnenuhren oder Stundengläsern hantierten, sind lange vergangen; wir haben jetzt viel präzisere Technologien.

Heute sind Funkuhren weltweit üblich. GPS-Geräte, die meisten Handys und viele allgemeine Uhren werden mit einer Standardzeit synchronisiert, in der Regel der einer Atomuhr. Und Atomuhren sind derzeit auch das genaueste Mittel, um Zeit zu messen. Wie der Name schon sagt, nutzen Atomuhren die sehr gut verstandene Physik der Atome. Atome bestehen aus einem Kern und einer Wolke von Elektronen, welche sich auf verschiedenen Ebenen um den Kern drehen. Wenn die Elektronen von einer Ebene zur anderen wechseln, senden sie ein Photon, oder Lichtteilchen, auf einer extrem genauen Frequenz. Zählen wir die Anzahl der Schwingungen dieses Lichtes, können wir Zeit in einer Genauigkeit messen, die weit über die Vorstellungskraft hinausgeht. In einer Milliarde Jahren variiert die Messung mit moder-

## Ein Grossteil der Physik ist unabhängig von Zeit.

nen Atomuhren um eine Sekunde! Und wie wir wissen, ist das Universum selbst nicht viel älter als 14 Milliarden Jahre. Erst kürzlich, am 31. Dezember 2016, wurde eine «Schaltsekunde» zur koordinierten Weltzeit hinzugefügt.

Da wir solch eine erstaunliche Präzision in unserer Zeitmessung haben, können wir uns die Frage stellen, ob sich die Zeit überall im Universum mit der gleichen Geschwindigkeit bewegt. Die Antwort ist: «Nein.» Wenn Sie ein ganzes Jahrhundert auf dem Mond verbringen und dann auf die Erde zurückkehren würden, hätten Ihre Mitmenschen ein klein bisschen weniger erlebt als Sie. Ein Jahrhundert minus 2 Sekunden, um genau zu sein. Ein lächerlich kleiner Unterschied, der doch sehr grosse Konsequenzen haben könnte. Verbringen Sie ein paar Stunden in der Nähe eines Schwarzen Lochs, könnte das durchaus bedeuten, dass inzwischen Jahrhunderte hier auf der Erde verstrichen sind!

Schwerkraft hat einen Einfluss auf die Zeit. Nehmen Sie zum Beispiel ein GPS-Gerät. Das Gerät kommuniziert mit einer Reihe von Satelliten, welche sich Tausende von Kilometern über unseren Köpfen im Orbit befinden. In diesen Höhen ist die Schwerkraft etwas schwächer als die, die wir auf der Erde erleben. Und mit dieser Differenz der Schwerkraft geht ein Zeitunterschied einher. Eine Stunde an der Oberfläche der Erde entspricht einer Stunde minus einer Mikrosekunde für die GPS-Satelliten in der Umlaufbahn. Und obwohl dies nur eine kleine Differenz ist, legt das Licht in dieser Mikrosekunde eine Entfernung von 300 Metern zurück. Wenn die GPS-Geräte dies nicht berücksichtigen würden, gäben sie uns Positionen an, die – addiert über den Zeitraum von ein paar Stunden – kilometerweit von unserem Ziel entfernt sein könnten! Egal, ob Sie als Wanderer, Taxifahrer oder einfach nur als Passagier in einem Flugzeug unterwegs sind, würden diese winzigen Unterschiede in der Wahrnehmung der Zeit täglich einen grossen Einfluss auf Ihr Leben haben.

Ein Grossteil der Physik ist unabhängig von Zeit. Einzig die Entropie scheint eine Richtung für den Fluss der Zeit zu diktieren. Dies erklärt, warum wir nur Zeit, die vorwärts geht, empfinden können. Die Entropie misst die Ordnung eines Systems. Wir wissen, dass die Entropie eines isolierten Systems mit der Zeit immer zunimmt. Anders ausgedrückt: Es organisiert sich. In der Urknall-Theorie begann das Universum sehr heiss und geordnet und daher mit niedriger Entropie. Als das Universum älter und grösser wurde, kühlte es ab und formte Struktur.

Da aber die Zeit nur in eine Richtung fliesst, ergibt sich die natürliche Frage danach, wo alles begann und wohin die Reise geht. Die Wahrheit ist, dass es zur Zeit des Urknalls wahrscheinlich keine Vorstellung von Zeit gab, wie wir sie kennen. Ebenso wie es keine Vorstellung von Raum gab. Raum und Zeit können sehr wohl mit

dem Urknall begonnen haben und in diesem Sinn kann es auch sein, dass es nie so etwas wie «Vor dem Urknall» geben wird. Genauso kann es sein, dass es von der Zukunft unseres Universums abhängen wird, ob die Zeit für immer weitergeht. Falls sich unser Universum für ewig weiterentwickelt, so wird dies auch die Zeit tun. Aber es ist möglich, dass in unserer Zukunft das Universum mit einem grossen Kollaps endet, mit dem auch der Begriff der Zeit aufhören würde zu existieren. Im Augenblick suchen Physiker noch nach einer ultimativen Theorie der Schwerkraft, die Einsteins Theorie ersetzt. Sie könnte uns helfen, zu bestimmen, was mit dem Begriff der Zeit zum Zeitpunkt des Urknalls selbst passierte und wann und wie die Zeit damals begann.

Für diejenigen unter Ihnen, die lieber eine Zeitreise in die Vergangenheit als in die Zukunft antreten möchten: Sie müssten zuerst einen Weg finden, den Zeitpfeil und das Gesetz der Entropie umzukehren. Als Physikerin, die über die Natur von Raum und Zeit und Schwerkraft forscht, kann ich Ihnen nur viel Glück wünschen! Denn die Möglichkeit, in der Zeit rückwärts zu reisen, würde jegliches Modell der Physik widerlegen – zumindest diejenigen, die wir bis heute kennen. ●

*Dr. Claudia de Rham (\*1979) ist Astrophysikerin. Sie beschäftigt sich mit Modellen, die das Verhalten unseres Universums erklären können: woher es kommt, woraus es sich derzeit zusammensetzt und wohin sich unser Universum bewegt. Ursprünglich aus Lausanne, bereiste Claudia de Rham die Welt und arbeitete in der Schweiz, England, Kanada, USA, bevor sie vor kurzem ans Imperial College in London wechselte. Sie ist fasziniert von Raumzeit. Zwischen Forschung, Lehrstuhl und ihrer Familie mit zwei Töchtern und einer dritten auf dem Weg, wünscht sie sich eins: dass sie wüsste, wo sie ein wenig mehr Zeit finden könnte.*

→ *Kilian Ziegler (\*1984) gehört zu den erfolgreichsten und bekanntesten Slampoeten der Schweiz. Als Sprachakrobat und Kabarettist zerlegt er Worte gerne in ihre Einzelteile, setzt sie neu zusammen, reimt, spielt mit Klang und Rhythmus der Sprache. An der Zeit gefällt ihm, «dass sie sich wunderbar verschwenden lässt». Momentan tourt er mit dem Pianist Samuel Blatter und präsentiert sein neues Programm *Ausbruch aus dem Strauchelzoo*. Ziegler lebt in Olten.*

# UNTERWEGS auf der Timetanic

SECHS  
MINUTEN

**Der Slampoet Kilian Ziegler hat sich Gedanken über Sprichworte gemacht: Damit uns die Minuten nicht weiter durch die Finger rinnen und bevor es fünf vor zwölf ist.**

Die Gegenwart, so stelle ich mir vor, ist ein Nadelöhr. Gerade gross genug, um eine Entscheidung, ein Erlebnis zu fassen. Vor ihm, in der Zukunft, liegen Fäden, nah und fern, unendlich viele, in allen erdenkbaren Formen, äusserst verschieden beschaffen. Ein Fadenuniversum. Auch wenn nur die wenigsten überhaupt greifbar sind, so besteht dennoch eine beachtliche Auswahl, welcher Faden gepackt und durch das Ohr hindurchgezogen werden soll. Ist diese Entscheidung getroffen, liegt sie bereits hinter uns, in der Vergangenheit, ohne dass daran etwas zu ändern wäre. Der Faden, der das Ohr passiert hat, verwebt sich mit allen anderen bereits eingefädelten Fäden zu einem dicken, anwachsenden Garn. In Teilen davon finden sich Knoten, andere bilden Serpentinaen, weitere sind mit Fäden anderer verflochten.

Wie sich von selbst versteht, ist diese Metapher aus dem Nähmilieu nur eine von vielen möglichen. Andere bevorzugen x-Achsen oder Sanduhren, um die Zeit in Bildern zu visualisieren. Die Aymara-Indianer sollen einen ganz speziellen Ansatz pflegen: In ihrer Sprache liegt die Vergangenheit vor ihnen, das Erlebte sichtbar, offengelegt, während sich die Zukunft, das Unbeschriebene, nicht in ihrem Sichtfeld, also hinter ihnen befindet.

So unterschiedlich die Ansichten über die Zeit sein mögen, so divers ist die Zeit selbst. Alles hat ein Ende, nur die Zeit hat keins; sie war da, ist da und sie wird da sein. Noch lange – wahrscheinlich. Und wenn sie nicht mehr ist, dann ist gar nichts mehr. Sie übt sich in der Allgegenwart, auch wenn man gerne mal allein wäre. Dabei vergeht die Zeit wie warme Butter, und sie ist fällig, ist knapp, ist gekommen – das hört man immer wieder –, aber dennoch läuft sie weiter und weiter (und weiter). Manche behaupten sogar, sie sei Geld, wenn dem so ist, dann liegt grosser Reichtum vor uns (und hinter den Aymaras). Wenn mich also jemand fragt: «Exgüsi, was isch für Ziit?», dann bin ich verwirrt. Denn die Frage lässt annehmen, es gäbe nur *eine* richtige Zeit.

Das ist Unsinn. Es kann «fünf vor zwölf sein», obwohl halb sieben ist. Und wenn hier halb sieben ist, ist in New York halb eins. Obwohl hier halb sieben ist, kann gleichzeitig die Zeit meines Lebens sein. Oder die Zeit, die Welt zu retten. Die Zeit, den Beruf zu kündigen. Das Wort Uhrzeit ist demnach kein Pleonasmus, nicht jede Zeit lässt sich auf einer Uhr ablesen. Sowieso, was nützen die teuerste Uhr und die goldensten aller Zeiger, wenn man keinen Moment findet, sie anzuschauen? Immer ist es «höchste Zeit», noch nie hörte ich von der tiefsten. Zu sagen, man habe keine Zeit, ist wie zu behaupten, man habe kein Sein. Jeder hat Zeit, aber nicht jeder die Fähigkeit, sie richtig einzusetzen.

Da bewundere ich die SBB-Uhren: Während unsere Gesellschaft in aller Hektik jeden Moment auszuquetschen und zu optimieren versucht, erlauben sich die roten Sekundenzeiger zur vollen Minute kurz innezuhalten, um sich für die nächste Runde aufzuraffen. Ein gesunder Umgang mit der Zeit! Die Bahnhofsuhren scheinen aber eine Ausnahme zu sein, nur wenigen gelingt es, die Zeitbombe der Eile beizeiten zu entschärfen, die Zeit Zeit sein zu lassen, sich Zeit und ein Buch aus dem Regal zu nehmen. Schliesslich fühlt sich die Zeit am besten an, wenn man nicht an sie denkt, sich ihr gar nicht bewusst ist.

Oft habe ich das Gefühl, die Uhren ticken nicht mehr richtig. So erstaunt es nicht, dass eine amerikanische Firma, die Telefone entwickelt, die nicht primär zum Telefonieren gedacht sind, nun auch eine Uhr lanciert hat, die nicht hauptsächlich als Uhr dient. Kein Wunder, hat die Firma nichts mit Äpfeln zu tun, obwohl sie danach benannt ist. Die Frage ist sowieso, ob Uhren überhaupt noch gebraucht werden? Die Zeit ist schliesslich auch nicht mehr das, was sie einmal war. Gegen die Zeit wird allorts gekämpft und sie scheint angezählt, als wäre sie ein Boxer. Es wird versucht, die Gesetze der Zeit auszuhebeln, mit Anti-Aging-Programmen, mit Auszeiten von der realen Welt oder mit der Verwendung von Facebook und Twitter, den sogenannten modernen Kommunikationswegen, wobei vor allem deren Technik modern sein dürfte, die Kommunikation an sich wirkt zunehmend archaisch (OMG! LOL!).

Auch scheint die Zeit ihre Fähigkeit als Grenzzieherin verloren zu haben: Die Arbeits- und Freizeit verschmelzen immer mehr, die Alten fühlen sich nicht mehr alt, die Jungen nicht mehr jung und mit Hilfe des Internets reisen wir mühelos und in Höchstgeschwindigkeit durch alle erdenkbaren Zeitzonen.

Je mehr ich Zeitlupe spiele, in aller Langsamkeit die Zeit unter die Lupe nehme, sie studiere, desto besser verstehe ich: Ein Zeitraffer bin ich nicht, ich raffe sie nicht. Je mehr ich über die Zeit nachdenke, um so mehr lässt sie meinen Kopf schmerzen. Viele Fragen bleiben offen, zum Beispiel: Wenn Zeit wirklich alle Wunden heilt, warum gibt es dann noch Verbandskästen? Immerhin etwas ist sicher, die Zeit prägt unser Leben wie nichts anderes. Tagein, tagaus erleben wir *Count-Downs* und *Count-Ups*, wir zählen und erzählen die Zeit bis zur Deadline aller Deadlines, der eigenen, dann wenn die Timetanic untergehen wird. Es ist an der Zeit, man möge mir die Floskel verzeihen, die Zeit zu nutzen, gerade *weil* sie begrenzt ist. Bevor das Nadelöhr ausfädelt. ●



Roman Signer, *Gleichzeitig*, 1997. Farbfotografien, 4-teilige Serie. © Roman Signer / Foto: Stefan Rohner.  
 Courtesy of the artist and STAMPA Galerie, Basel.

[Werk in der Ausstellung](#)

## Sichtbare Zeit

Die Fotoarbeit *Gleichzeitig* von Roman Signer basiert auf einer gleichnamigen Aktion, die er 1997 in der Galerie Stampa durchführte. Er befestigte, in regelmässigen Abständen und in einer geraden Linie, Metallkugeln an der Decke. Mittels einer Zündung trennte Signer die Schnüre der verkabelten Kugeln und löste damit ein zeitgleiches Herunterfallen aller Kugeln aus. Die schweren Metallobjekte fielen in weiche, direkt darunter positionierte Lehmquader.

Roman Signers Werke werden als «Zeitskulpturen» bezeichnet. Zur klassischen Auffassung einer statischen, dreidimensionalen Skulptur kommt die Bewegung als erweiterndes Element hinzu.

Veränderungen und Abläufe lassen den Betrachter Zeit sichtbar erleben. Beim Ereignis *Gleichzeitig* wird die Schnelligkeit des Vorgangs erst im dokumentarischen Medium der Fotografie wirklich erfahrbar. Was beim tatsächlichen Ereignis vom Auge als ein gleichzeitiges Fallen aller Kugeln wahrgenommen wurde, lösen die Fotografien als ein leicht zeitversetztes Eintauchen in die Tonquader auf. Die Skulptur entsteht somit als eine Art Erinnerung in den Köpfen der Betrachter.

Die verwendeten Metallkugeln sind Damen-Stosskugeln. Das Plötzliche des Ereignisses *Gleichzeitig* findet laut Signer seine Analogie im explosionsartigen Ausstrecken des Armes beim

**Roman Signer** (\*1938, Appenzell) lebt und arbeitet in St. Gallen. Die Installation *Gleichzeitig* realisierte er 1999 erneut im Schweizer Pavillon an der Biennale Venedig. In einer raumfüllenden Installation löste der Künstler dabei mit einer Zündung das Fallen von 117 Kugeln aus.



Kugelstossen. Die Lehmquader bremsen die geballte Energie und schliessen diese mit dem Prozess des Trocknens in sich ein. Das Nachvollziehen des schnellen Fallens wird im Gegensatz zum langsamen Trocknen der Endskulptur umso deutlicher. *sk*

# DIE Geister der VERGANGENHEIT

SIEBEN  
MINUTEN

**Wenn sich die Zeiten ändern, glänzt ein historisches Ereignis plötzlich in neuem Licht. Der Historiker Jost Auf der Maur erklärt am Beispiel der legendären Schlacht von Marignano (1515), warum vor kurzem Schweizer Geschichte umgeschrieben werden musste.**

Die Gegenwart ist das Fettag auf dem Meer der Vergangenheit. Um unsere Anwesenheit in Zeit und Raum zu erfassen, steht uns die Geschichte als praktisches Navigationsgerät zur Verfügung. Kennen die Menschen sich aus in der Vergangenheit, schöpfen sie daraus Verständnis für die Gegenwart. So das aufklärerische Ideal. Wichtigste Ingredienz der Geschichte sind Geschichten. Selbstverständlich ist das unabhängig davon, ob sie sich ereignet haben oder nicht. (Lieber Wilhelm Tell, Du Luftgespinnst, bist und bleibst ja dennoch einer von uns!) Die Geschichten werden erzählt, oft auch aufgeschrieben, abgeschrieben, umgeschrieben, in immer wieder neuer Weise repetiert – Geschichte entsteht. Die Menschen nehmen wertende Einordnungen vor, die sie – im Laufe der Zeit – wieder verändern können, Schwerpunkte verschiebend, zurechtbiegend, manchmal so sehr, dass Erzählung und Bewertung nicht mehr wieder zu erkennen sind, möglicherweise vergessen gehen, keiner Erzählung mehr wert scheinen oder gar verschwiegen werden.

Geschichte ist entgegen dem in Schulen vermittelten Eindruck kein erstarrtes Gebilde. Geschichte hat fließenden Charakter, denn jederzeit muss sie – im guten Fall –, nicht wegen böser Absichten, sondern wegen neuer Entdeckungen, neuer Erkenntnisse oder gar wegen neuer Ereignisse neu erzählt werden. Beispiel: Je weiter wir uns vom 20. Jahrhundert entfernen, desto näher zusammen rücken der Erste und der Zweite Weltkrieg, bis diese beiden Katastrophen einst nur noch als eine gesehen werden. Das ist in neueren Rekapitulationen bereits zu erkennen, zumal es zur historischen Gewissheit gehört, dass der eine Weltkrieg die Voraussetzungen für den zweiten geschaffen hat, sie auseinander hervorgegangen sind. 1945 aber, am Ende des Zweiten Weltkriegs und im Bann der Schuldfrage, verstand sich diese Perspektive keineswegs von selbst. Pathetisch ausgedrückt darf der Zeit also eine gestaltende Kraft bei der Schöpfung des Geschichtsbildes zugestanden werden.

2015 widmete das Schweizerische Nationalmuseum in Zürich eine opulente Ausstellung einem Ereignis aus dem Jahr 1515, benannt nach einem unbedeutenden Dorf südlich von Mailand: Marignano. Ort einer Schlacht mit etwa 9000 toten Eidgenossen, die im Dienst des mailändischen Herrschers Ludovico Sforza kämpften, Ort einer grossen Schweizer Niederlage. In der Ausstellung wurde sichtbar, dass die Erzählung der Marignano-Geschichte nach einem halben Jahrtausend zwangsläufig auch zu

einer Geschichte über die unterschiedlichen Deutungen führt: «Marignano» war zuerst Argument für die Gegner des Solddienstwesens, dann Anlass zur Anerkennung der technischen Überlegenheit der Grossmächte, galt als Ursache für die Verwandlung der Schweiz in einen Vasallenstaat Frankreichs, diente im 19. Jahrhundert als Exempel für die Folgen der Uneinigkeit und wurde schliesslich als Beginn der Neutralität verklärt. Wie virulent allein diese Deutungsgeschichte über das eigentliche Ereignis hinaus ist, zeigte sich 2015 unter anderem daran, dass eine politische Partei ihre Deutungshoheit zu behaupten versuchte. Die sogenannten «Lehren aus Marignano» von 1515 mussten 500 Jahre später dazu herhalten, die Richtigkeit des parteipolitischen Credo zu bestätigen: Allein sind wir am stärksten. Die Gesellschaft reagierte darauf vergleichsweise gelassen, weil die meisten Menschen hierzulande zumindest intuitiv wissen, dass solche einfachen linearen Herleitungen aus tiefer Vergangenheit ohne arge geschichtliche Weglassungen nur selten tragfähig sind und meist propagandistischen Absichten dienen.

Die gestaltende Kraft der Zeit zeigte sich in der Ausstellung in Zürich an ganz anderer Stelle: Der Kuratorin war es im letzten Moment gelungen, aus Mailänder Privatbesitz das eindruckliche Portrait eines Mannes in die Ausstellung zu bekommen, der in der historischen Erzählung der «Schweizer Geschichte» kaum aufscheint: Gian Giacomo Trivulzio. Trivulzio war in der Schweiz bis zum Schlachtjubiläum von 2015 wenigen ein Begriff, seine Bedeutung nur Spezialisten geläufig. Selbst im Historischen Lexikon der Schweiz bleibt die militärhistorische und diplomatische Würdigung Trivulzios aus. Es verwundert nicht, dass das Gemälde in der Schweiz zuvor noch nie zu sehen gewesen war. Dieser Heerführer (Condottiere) und eminente Briefschreiber aus Mailand mit Schweizer Bürgerrecht in Luzern und Uri stand 1515 im Sold Frankreichs. Der kleinwüchsige Offizier, aus Respekt vor seinen Fähigkeiten «il magno» genannt, schaffte es als 73-Jähriger, das 62000-köpfige französische Heer auf schwierigen Wegen und vor allem von den Eidgenossen unbemerkt über die Alpen in die lombardische Tiefebene zu führen und vor Mailand in todbringende Position zu rücken: Trivulzio hatte damit den Ausgang der Schlacht von Marignano noch vor deren Beginn für Frankreich entschieden. Mit der Ausstellung im



Landesmuseum und der Beschreibung von Trivulzios Bedeutung wurde erstmals in der Schweiz vor grossem Publikum eine neue Marignano-Geschichte erzählt. Neu daran ist: Nicht nur die neuen Kanonen des französischen Königs besiegelten das Schicksal der Eidgenossenschaft, es war das weit überlegene militärische und diplomatische Geschick des Heerführers Trivulzio, notabene einem Schweizer Bürger.

Obwohl es in diesem Land nur wenige derart oft nach-erzählte historische Ereignisse gibt wie diese Marignano-Schlacht, brauchte es 500 Jahre Zeit, bis eine breitere Öffentlichkeit in der Schweiz Trivulzios ansichtig und seiner enormen militärischen Leistung wenigstens in Ansätzen gewahr wurde. In Frankreich, das «la Bataille de Marignan» als den Beginn einer sehr erfolgreichen Epoche unter Franz I. feiert, ist dieser «Jacques de Trivulce» selbstverständlich ein Begriff. Aber auch in Frankreich wird er nicht zu sehr gelobt, denn auch heute noch soll der Glanz des Sieges ganz auf (den im Jahr 1515 noch blutjungen und unerfahrenen) Franz I. fallen. In Norditalien bekommt Condottiere Trivulzio die ihm gebührende Nachachtung, zumindest in der Literatur.

Es bedurfte also einer Ausstellung in Zürich und vor allem auch einer Zeit, in der die Erzählung der Schlacht von Marignano nicht mehr der Beschwörung vaterländischer Tugenden und der Geschichtspolitik zu dienen hat. Die Zeit hat die Schweiz sozusagen bereit gemacht für Trivulzio, oder: Die Zeit hat die Geschichte reifen lassen. Das macht Geschichte so lebendig, denn Geschichte ist nicht tot, so wenig wie die Vergangenheit einfach nur vergangen ist. Jede Gegenwart ist ihr Kind. ●

*Jost Auf der Maur (\*1953) lebt in Chur, er wurde für seine Publikationen mehrfach ausgezeichnet. Der Journalist und Buchautor hat unter anderem *Söldner für Europa* und *Xavier Mertz, verschollen in der Antarktis* (Basler Verlag Echtzeit) geschrieben. Im Frühjahr 2017 erscheint von ihm *Die unterirdische Schweiz – Streifzüge*. Er sagt: «Je länger ich lebe, desto klarer scheint mir, dass ich meine Zeit irgendwo geliehen haben muss.»*

## WAS WÄRE, WENN...?



**Andrina L. Vögele**

Würdest du eher wissen wollen, wie oder eher wann du sterben wirst? Vor ein paar Wochen haben eine Freundin und ich zum Zeitvertreib online Rätsel gelöst. Und dies war wohl die Frage, über die wir am längsten diskutierten. So morbide es vielleicht klingen mag, aber Sterben – dass einem die Zeit abläuft – ist ein Teil des Lebens.

Meine Antwort war, dass ich lieber wissen würde, wann ich sterbe... und nicht, wie. Denn nur so könnte ich mein Leben aufs Genaueste planen, alles auf meiner *Bucket List* zuverlässig erledigen, und wenn die vorgegebene Zeit meines Todes naht, mich von all meinen Lieben richtig verabschieden. Meine Freundin, auf der anderen Seite, war mit mir gar nicht einig. Denn was ich als befreiend empfinde, würde ihr das Gefühl geben, einen Terminplan einhalten zu müssen, folglich gestresst zu sein. Ihre Antwort verduzte mich. Wieso in aller Welt würde man wissen wollen, wie man stirbt? Angenommen die Todesursache wäre ein Autounfall. Ich würde nie wieder angstfrei in ein Auto steigen oder die Strasse überqueren, denn vielleicht ist ja heute der Tag? Vielleicht ist genau diese Autofahrt meine letzte? Sie über-

raschte mich erneut: «Na und? Hättest du nicht jetzt schon jeglichen Grund, davor Angst zu haben? Du könntest jeden Moment sterben, egal auf welche Weise.»

Ja, das stimmt. Aber wenn ich den Zeitpunkt wüsste, wäre ich dann nicht eher vorbereitet? Der Kern der Frage – und noch viel mehr der Antwort – liegt wohl darin, wie man Zeit wertschätzt. Dass die Zeit abläuft, ist ein Gedanke, den ich lieber verdränge. Ich liebe es, im Moment zu leben, ihn voll auszukosten – obwohl mir das nicht immer gelingt. Um ganz ehrlich zu sein, klappt es wohl häufiger nicht, als dass es klappt... Meine Gedanken kreisen konstant um «später», um «morgen» und um «in ein paar Jahren». Vielleicht ist das eine Nebenerscheinung des Studiums. Stets muss ich an Deadlines denken und Entscheidungen treffen, die meine Zukunft bestimmen werden. «Wo siehst du dich in 5 Jahren? Nun wähle ein Seminar, das dich dorthin führt.» Mit einem solchen Druck, wie kann ich da im Moment leben?

Dennoch schaffe ich es ab und an, nur im Hier und Jetzt zu sein. Für mich besitzt zum Beispiel Wasser hei-

lende und beruhigende Qualitäten. Auf meinem Surfboard im Meer zu sitzen, den Horizont nach einer guten Welle abzusuchen, die heranrollen könnte, das ist einer der ultimativen Momente für mich. Ich bin ganz bei mir, nicht Tausende von Meilen in der Zukunft; ich bin vollkommen und komplett in der Gegenwart. Doch halt: Der Grund, weshalb ich auf diesem Board sitze, ist zu warten, bis ich eine Welle erwische. Das heisst, dass ich beim Beobachten des Ozeans an die nächste Welle denke, an den goldrichtigen Moment, loszupaddeln, um sekundengenau in der Zukunft zu sein, am richtigen Ort der einbrechenden Welle. Lebe ich dann wirklich im Moment, in der Gegenwart?

«Im Moment leben» – gibt es das überhaupt? Meine Freundin scheint daran zu glauben. «Que sera, sera.» Was geschehen wird, wird geschehen. Wieso also Energie und Zeit daran verschwenden, sich im Voraus Sorgen zu machen? Doch, auch ich glaube, dass es möglich ist, den Moment zu leben und sich gedanklich nicht im steten Zukunftssog zu verlieren. Hierfür, so denke ich, erfordert es jedoch ein Alleinsein. Eine gewisse Isolation, weg von Menschen und Verantwortungen. Deine Gegenwart darf nicht an die Zukunft gefesselt sein. Wenn diese Loslösung der Fall ist, dann verliert das «bereits in der Zukunft leben wollen» seine Bedeutung. Man wird die Zukunft leben, wenn sie zur Gegenwart geworden ist. Ich denke, das ist mit ein Grund, dass Menschen meditieren. Um allein und ohne an Verantwortungen gebunden zu sein, muss man nicht auf die einsame Insel reisen. Eigentlich reicht es, seine Gedanken, seinen Geist zu fokussieren, sei es eben auf die imaginäre Insel oder aber auch nur auf den eigenen Herzschlag. Während dem Meditieren sind wir in einem anderen Bewusstsein. Man denkt nicht kreuz und quer. Es gibt keine Vorstellungen der Zukunft. Man ist nur im Moment, im Hier und Jetzt. Also kein Grund, sich bereits heute um das Morgen zu sorgen.

Zu wissen, wann man stirbt, heisst, dass es einen Moment in der Zukunft gibt, der unausweichlich kommen wird. Das würde bedeuten, das Wissen um diesen – wohl gefürchteten – Moment würde jede Entscheidung, jedes Handeln, jedes Denken von mir beeinflussen. Sowohl positiv wie auch negativ. Doch meine Angst, dass mir die Zeit davonläuft, wäre unermesslich gross. Im Moment leben? Netter Versuch. Würde dann wohl nicht mehr klappen.

Wissen, wie, aber nicht, wann man stirbt, könnte einen dazu drängen, jeden Moment in vollen Zügen zu geniessen, denn jeder könnte auch der letzte sein. Jedes

Mal, wenn man sich von einer geliebten Person verabschiedet, um in ein Auto zu steigen, würde man sie ein bisschen fester drücken, ihr ein bisschen inniger in die Augen schauen. Schliesslich könnte das der Tag des tödlichen Autounfalls sein. Aber liessen sich dann noch freudvoll Pläne schmieden? Würde man sein Leben umkrepeln, um den Strassenverkehr komplett zu vermeiden? Man lebte vielleicht mehr im Moment und weniger für eine Zukunft, die man unter Umständen ja gar nicht mehr erleben wird. Aber im Moment wäre man wohl stets darauf bedacht, das Unvermeidliche doch zu vermeiden.

Selbst nach einer langen, hitzigen Diskussion und einem intensiven Hin und Her änderten weder meine Freundin noch ich unsere Einstellung. Und so frage ich jetzt Sie: Wollen Sie lieber wissen, wann Sie sterben oder wie Sie sterben? ●

*Andrina L. Vögele (\*1995) studiert an der New York University contemporary culture and creative production und schreibt regelmässig für verschiedene Publikationen. Für sie ist weniger von Bedeutung, wie viele Atemzüge sie in ihrem Leben wohl nimmt, als wie viele einmalige Momente im Leben ihr den Atem nehmen.*



Gerda Steiner & Jörg Lenzlinger, *Von der grünen Revolution zur Wüste*, 2017. Installation (wachsende Kakteen und wachsende Kunstdüngerkristalle). © Steiner Lenzlinger.

Werk in der Ausstellung

## Fantastische Zeit

Die Werke von Gerda Steiner & Jörg Lenzlinger verändern sich mit dem Lauf der Zeit. Bei der Installation *Von der grünen Revolution zur Wüste* geschieht dies auf zwei Ebenen: Kakteen wachsen, kaum wahrnehmbar langsam, neben schnell gedeihenden Kristallgebilden aus Kunstdünger.

Der ursprünglich natürliche Harnstoff wird für die Agrarwirtschaft künstlich produziert und als Dünger eingesetzt. Als eine der weltweit meisthergestellten Chemikalien benötigt er in der Herstellung Tonnen von Erdgas und laugt längerfristig die Böden aus. Auf dem überdüngt zurückbleibenden Brachland wachsen, ähnlich dem Wüstenboden, nur noch Pflanzen, die widerstandsfähig wie Kakteen sind.

Steiner & Lenzlinger rühren dem flüssigen Harnstoff bunte Farbpigmente bei. Beim Verdunsten des Wasseranteiles wachsen kristalline Gebilde. Filigrane Verästelungen, kugelige Knöllchen und stachelige Wurzeln gedeihen im Eiltempo und entführen in fantastische Traumwelten. Die künstlichen Kristalle treten in eine Verbindung mit den natürlichen Kakteen und bilden gemeinsam ein Mahnmal: Das Überlisten der Zeit mit Dünger bietet nicht nur Möglichkeiten, es hinterlässt auch immer weniger Platz für fruchtbare Pflanzen. Letztendlich ist es jedem selbst überlassen, nur die Farbenpracht zu bestaunen oder aber wahrzunehmen, dass die betörend schönen Gewächse auch Zerfall und Wüste in sich tragen. *sk*

**Gerda Steiner** (\*1967, Ettiswil) und **Jörg Lenzlinger** (\*1964, Uster) arbeiten seit 1997 als Künstlerduo. Kunstdüngerkristallisationen sind oft Bestandteil ihrer Werke. Nach der Ausstellung können die Kristalle in Wasser aufgelöst und endlos weitere Male verwendet werden. «Je öfter sie wachsen, desto gescheiter, schöner und wertvoller werden sie», so Steiner & Lenzlinger.

# DIE Zeit, die ZEIT



Ein Gespräch zwischen dem Schriftsteller  
*Michael Theurillat* und seinem Sohn *Nicola*.

«Ich werde nächstes Jahr achtzehn», erklärt mir mein Sohn. «Dann darf ich Auto fahren.»

«Sehr gut», sage ich und nicke.

«Ich kann dich dann überall hinbringen.»

«Jetzt wirst du zuerst einmal siebzehn. Eines nach dem andern, bitte.»

«Siebzehn ist uncool.»

«Wieso denn das?»

Mein Sohn, knappe ein Meter neunzig lang, liegt auf der Couch. Er legt genervt sein Handy beiseite und sieht mich an: «Mit sechzehn darf man Bier trinken und Roller fahren. Mit achtzehn Auto. Siebzehn ist so ein Leerdäuser ... der bringt nichts Neues.»

«Etwas Neues vielleicht nicht», entgegne ich. «Aber es ist ein weiterer und wichtiger Schritt bis hin zur Volljährigkeit. Denn schliesslich geht es später nicht nur ums Autofahren. Es bedeutet...»

«Verantwortung.»

«Eben. Und ein Jahr mehr ist nie ein Leerdäuser, auch wenn nichts Spektakuläres passiert. Manchmal braucht es Zwischenschritte, wie bei der Mathematik ... die sind nötig, damit man am Ende zur richtigen Lösung kommt.»

Mein Sohn verzieht den Mund. «Und genau die hasse ich.»

«Warum?»

«Weil sie Zeit kosten.»

«So ein Blödsinn.» Ich lache laut heraus. «Du bist sechzehn und hast alle Zeit der Welt. Ehrlich gesagt wundere ich mich, dass du plötzlich so erwachsen bist. Ich meine, was die Zeit angeht.»

«Wieso erwachsen?»

«Weil das Problem mit der Zeit erst kommt, wenn man älter wird. Ein freier Nachmittag zum Beispiel: Wenn ich daran denke, was ich da früher alles hineingepackt habe. Und heute ist der vorbei, bevor ich entschieden habe, was ich unternehmen will.»

«Krass!»

«Oder sechs Wochen Sommerferien ... als Kind war das für mich eine Ewigkeit.»

«Wir haben sieben.»

«Siehst du? Für dich sind das Äonen ... und bei mir sind die vorbei, bevor ich dreimal richtig ausschlafen konnte.»

«So ein Blödsinn.» Mit ernster Mine richtet sich mein Sohn auf. «Sieben Wochen», beginnt er langsam. «Also die sind für dich genau gleich lang wie für mich. Alles andere wäre unlogisch.»

«Es ist unlogisch», sage ich. «Aber es fühlt sich so an. Das ist es ja.»

«Ist jetzt zwei plus zwei gefühlt auch fünf oder was?»

«Es ist ein Paradoxon, glaub mir. Wenn man älter wird, geht alles ein wenig langsamer. Nur die Zeit, die fängt plötzlich an zu rennen.»

«Ich finde es auf jeden Fall komisch.»

«Dabei habt ihr das als Kinder längst begriffen. Ihr trödelst herum, am Morgen beim Anziehen, bevor ihr zur Schule müsst. Ihr wisst genau, wie ihr eure Eltern zum Wahnsinn treibt.»

Mein Sohn zieht die Stirn kraus. «Habe ich das auch gemacht?»

«Und ob. Ein Riesentheater.»

«Echt?»

Ich nicke. «Aber irgendwann habe ich dich durchschaut. Ich habe einen halben Morgen frei genommen und einfach still gewartet, bis du fertig warst.»

«Und?»

«Es dauerte ewig.»

«Und?»

«Wir haben den Bus verpasst.»

«Und?»

«Den zweiten auch. Aber ich habe nichts gesagt. Du hast einfach den nächsten genommen und bist natürlich viel zu spät in die Schule gekommen. Alle sassen an ihren Plätzen. Der Unterricht hatte längst begonnen.»

«Das war aber fies!»

«Ich habe mir Zeit genommen, das war alles. Und seither funktioniert's recht gut, finde ich. Wenn wir abmachen, bist du meist vor mir fertig.»

«Ha-ha. Sehr lustig.» Er zeigt mir die Zunge.

«Zeit haben ist sowieso der grösste Luxus. Der Neidfaktor ist riesig. Und ganz nebenbei kannst du die Leute ärgern. Wenn sie dich fragen: *Was machst du?* – dann sage: *Nichts*. Das irritiert und bringt sie total aus dem Konzept: Fragen sie: *Hast du denn nichts zu tun?* – dann sage: *Nein*.»

«In der Schule geht das gar nicht», brummelt er. «Der

**«Die Zeit ist ein guter Arzt.  
Aber eine schlechte Kosmetikerin.»**

Lehrer nimmt dich sofort dran oder du musst die Tafel putzen.»

«Siehst du? Nichtstun ist heutzutage ein Frevel.»

«Wir sagen dem *Hängen*.»

«Genau. Geht gar nicht. *Carpe diem!* – Nutze den Tag, hat schon Horaz gesagt: Und seither leidet das Abendland unter dem Joch dieses Imperativs. Und wir wundern uns, dass immer mehr Menschen ausbrennen und nicht mehr mögen. Wir müssen uns die Zeit nehmen. Schau dir die Natur an: die Wachstumsprozesse dort, sie zeigen uns, wie es geht. Wenn du ein Samenkorn in die Erde pflanzt, dann passiert erst einmal lange nichts. Es braucht Geduld. Aber wenn du die aufbringst, dann wirst du irgendwann belohnt...»

«Ich weiss», sagt mein Sohn. «Das Beispiel mit dem Samenkorn hast du mir schon hundertmal erzählt.»

«Und?»

«Dass es zu spriessen beginnt», grummelt er und unterdrückt ein Gähnen. «Wenn man gar nicht mehr damit rechnet, plötzlich und ganz von alleine... ohne dass man etwas dafür tut.»

«Ist doch wunderbar.»

«Ich finde den Spruch mit dem Gras besser.»

«Mit welchem Gras?» Ich ziehe die Augenbrauen hoch.

«Dass es nicht schneller wächst, wenn man daran zieht.» Der Lange grinst. Er fährt sich mit der Hand durch die lockigen Haare und zwinkert mir zu. «Den hast du übrigens schon lange nicht mehr gebracht.»

«Ach so?» Ich beobachte ihn von der Seite: Sein Kehlkopf hat sich über die letzten Monate ausgebildet, und ich entdecke einen Schatten von Flaum auf Oberlippe und Kinn. «Ich wollte das Thema GRAS nicht überstrapazieren, denke ich.»

«Ha-ha!» Er schüttelt den Kopf. «No worries, ich rauche keines.»

«Da bin ich froh.»

«Es wird aber auch medizinisch verwendet.» Wieder dieses Grinsen, breit und frech. «Marihuana, meine ich. Hast du das gewusst?»

«Zum Glück sind wir nicht krank», entgegne ich und versuche das Thema zu wechseln: «Bei deinem siebzehnten Geburtstag waren wir, oder? Ich finde, den musst du aushalten. Geduld bringt bekanntlich Rosen.»

«Das ist ein saudummer Spruch, finde ich.»

«Okay. Dann bring du einen Besseren.»

«Mit Geduld kenne ich keinen.»

«Dann nehmen wir Zeit...»

«Heilt alle Wunden.»

«Sehr gut. Die Zeit ist ein guter Arzt.»

«Aber eine schlechte Kosmetikerin», kommt es prompt zurück.

Ich lache: «Hat Mama den gebracht?»

«Nein, William Somerset Maugham.»

«Echt?» Nun war ich wirklich erstaunt: «Lest ihr den in der Schule?»

«Jap.»

«The Ant and the Grasshopper?»

«Den auch.» Der Lange richtet sich auf und verdreht die Augen: «Warum kennst du immer alles schon, was wir durchnehmen?»

«Die Zeit», sage ich und erinnere mich, dass wir die Short Stories von Maugham im Gymnasium auch schon gelesen hatten. Damals, vor über dreissig Jahren. «Siehst du, mein Lieber, das ist das Schöne an der Zeit. Sie lässt das Grossartige stehen, putzt es heraus, und schwemmt alles andere weg – den ganzen Rest, den wir getrost vergessen können.»

«Der Rest ist Schweigen, heisst es bei Shakespeare.»

«Und genau so ist es.» ●

*Michael Theurillat* (\*1961) ist ein Schweizer Autor und bekannt geworden durch seine fünf Kriminalromane mit Kommissar Eschenbach (zuletzt: *Wetterschmöcker*, 2016). Bevor er anfang, Romane zu schreiben, arbeitete der promovierte Finanzwissenschaftler unter anderem für den Schweizer Bankverein und die UBS. Der Basler lebt mit seiner Familie in der March im Kanton Schwyz und findet: «Nichtstun ist eine Kunst. Ich beherrsche sie noch nicht wirklich, aber ich arbeite daran.»

# Ein Knacks im Leben

Wir scheitern...  
und wie weiter?



Isabel Metzler und Hans-Ruedi Rügsegger



Hedy und Henri Jager



Karina Büchtmann und Margareta Kälin



Christian und Monique Kobler



Ulrike Wehner, Michael Schaepe, Stephanie Ringel



Leonard Tomamichel und Lydia Züger



Dominik Spörri



Gaby Bachmann und Peter Ernst



Irène Hediger



Nadia Sambuco und Chris Goertzen  
mit Giada



Raffaella Feusi und Cristina Feusi



Barbara Schlumpf und Franz-Xaver Risi



Thomas Bachmann und Beat Schifferli

Mayo Bucher und Monica Vögele



Ruth Stofer und Christina Benz

Fabrizio Milano, Anja Dobers, Massimo Milano



Pirmin und Chinkyn Kälin



Gregor Wehner, Zwi Guggenheim,  
Ruth Guggenheim Tugendhat, Theo Wehner



Mara Truog mit Mevina Truog  
und Martin Stillhart



Agnes Vögele und Daniel Hunziker



Stefan Bättig

Fotos: Pascale Weber



Nina Wiedemeyer



Mark Morgenthaler, Martina Gübeli,  
Simone Kobler, Michael Kobler



Sereina Weber, Anthea Nauer, Kauanne Martins Lira,  
Lilli Lenzing, Michaela Trütsch

AB SONNTAG  
21.5.2017

Die Ausstellung  
über den Takt,  
der unser Leben  
bestimmt.

# alles zur zeit

Veranstaltungen  
voegelekultur.ch/veranstaltungen

**!** SONNTAG  
11.6.2017, 11:15

## Künstlergespräch mit Jenny Brockmann

Jenny Brockmann versteht ihre Arbeit als künstlerische Forschung zum *Irreversiblen Moment*, dem Punkt, von dem aus es kein Zurück mehr gibt. Sie sucht nach Visualisierungsformen, damit auch nach gedanklichen Annäherungen und fragt nach der gesellschaftspolitischen Bedeutung dieses Momentes. Wann und wie finden soziale, ökologische und ökonomische irreversible Einschnitte statt? Und können neue Wege gefunden werden, diesen zu begegnen?

**Jenny Brockmann berichtet von ihrer Forschung und fordert auf, aktiv an der Diskussion teilzunehmen.**



MITTWOCH  
19.7.2017, 13:30-17:00

## Momo und die Zeitdiebe Workshop für Schüler

Anhand der Geschichte von Momo denken wir gemeinsam mit Prof. em. Dr. Pierre Bühler über das Phänomen der Zeit nach. Was ist das eigentlich, die Zeit? Manchmal verlieren wir Zeit oder verschwenden sie und manchmal wollen wir sie sparen, weil sie zu knapp wird. Sie kann uns gestohlen werden und vielleicht wird sie uns auch gegeben.

Ein Workshop für Schüler, die sich auf das Thema Zeit einlassen wollen und eigene Gedanken zu diesem schwer definierbaren Phänomen entwickeln und diskutieren möchten.

Die Lektüre des Buches von Michael Ende ist nicht zwingend. Grundlage für diesen Workshop ist die Verfilmung mit Mario Adorf und Armin Müller-Stahl (1986), die wir uns gemeinsam ansehen.

**Eine Veranstaltung im Rahmen des Ferienpasses March für Schüler ab 9 Jahren. Anmeldung: [www.fepa-march.ch](http://www.fepa-march.ch)**

KINO-SONNTAG  
18.6.2017, 13:00

## Die Zeit ist wie ein brüllender Löwe

Regie: Philipp Hartmann, D, 2013,  
Dokumentarfilm, 80 Min.

Ein Filmemacher in der Mitte seines Lebens leidet an Chronophobie. Zur Heilung muss er einen Weg finden, den Lauf der Zeit zu bremsen. Philipp Hartmann führt uns in seiner Dokumentation – mal nachdenklich, mal humorvoll – verschiedene Aspekte der Zeit vor. Erfrischend originell und überraschend.



KINO-SONNTAG  
23.7.2017, 13:00

## Pausenlos

Regie: Dieter Gränicher, CH, 2008,  
Dokumentarfilm, 85 Min.

Porträts von Menschen unter Zeitdruck mit ganz unterschiedlichem Zeitbewusstsein: Die Informatikerin, die pausenlos an verschiedenen Projekten arbeitet, eine berufstätige Mutter, die in klösterlicher Abgeschiedenheit Ruhe vor der alltäglichen Betriebsamkeit sucht, eine junge Angestellte, die über ihren Zusammenbruch, ausgelöst durch hohe Arbeitsbelastung und Schlafstörungen, berichtet. Und Didier Plaschy, der Skitrainer, der sich über die Wirkung von Verlangsamung und Beschleunigung Gedanken macht. Zwischen den Porträts betont der Zeitforscher Karlheinz Geissler die existentielle Notwendigkeit von Pausen; pointiert und humorvoll äussert er sich zur pausenlosen Gesellschaft von heute.



**!** DONNERSTAG  
6.7.2017, 19:00

## Gespräch mit dem Zeitforscher Marc Wittmann

Der renommierte Psychologe und gefragte Zeitforscher Marc Wittmann beschäftigt sich seit Jahren mit der Zeit. Wie ticken wir? Warum vergeht die Zeit manchmal schnell, dann aber wieder quälend langsam? Und wie schaffen wir es, unsere inneren Uhren in Einklang mit den äusseren zu bringen? Anschaulich erklärt er, wie das Zeitbewusstsein entsteht und wie wir Zeit empfinden.

**Im Gespräch mit dem Experten erfahren wir wertvolle Tipps zum richtigen Umgang mit der Zeit.**



Führungen  
voegelekultur.ch/fuehrungen

→ Kultur am Sonntag  
11:15-12:15

Unsere öffentlichen Führungen ermöglichen einen vertieften Einblick in das Ausstellungsthema, gehen differenziert auf die Kunst ein und inspirieren, neue Gedanken zu entwickeln.

→ Kuratorenführungen  
am Sonntag

25.6.2017, 11:15-12:15  
24.9.2017, 11:15-12:15 (Finissage)

Die Ausstellungs-Kuratoren zeigen in einer fundierten Führung die Höhepunkte der Ausstellung. Sie vermitteln Hintergrundwissen und bereichern den Rundgang mit eigenen Erlebnissen.

→ Privatführungen

Gerne gehen wir auf individuelle Wünsche betreffend Termine, Anlässe und Sprachen ein. Kontakt: 055 416 11 16 oder [vermittlung@voegelekultur.ch](mailto:vermittlung@voegelekultur.ch)

→ Führung in  
Gebärdensprache

20.8.2017, 11:15-12:15

Eine Dolmetscherin übersetzt die Erläuterungen der Kulturvermittlerin simultan in Gebärdensprache.





**KINO-SONNTAG**  
**13.8.2017, 13:00**

## Das Ende der Zeit

Regie: Peter Mettler, CH/CAN, 2012,  
Dokumentarfilm, 109 Min.

Der Filmemacher Peter Mettler nimmt sich dem Thema Zeit an und filmt das Unfilmbare. Vom CERN, wo Zeit erforscht wird, zu den Lavaströmen in Hawaii; von der vom Zerfall gezeichneten Stadt Detroit zum hinduistischen Begräbnis-Ritus zeigt er unterschiedlichste Wahrnehmungen von Zeit. Die NZZ dazu: «Das reife Werk eines Ausnahmekünstlers, der auf frei assoziative, formal wie bildlich packende Weise darüber nachdenken lässt, was Zeit ist: unsere Lebenszeit, die Zeit im Universum.»



**KINO-SONNTAG**  
**17.9.2017, 13:00**

## Speed – Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Regie: Florian Opitz, D, 2012,  
Dokumentarfilm, 97 Min.

Wir sparen ständig Zeit. Trotzdem haben wir am Ende immer weniger davon. Warum nur? Im Takt der elektronischen Kommunikationsmittel hetzen wir von einem Termin zum anderen. Doch für die wirklich wichtigen Dinge, wie Freunde und Familie, scheint die Zeit nicht mehr zu reichen. Florian Opitz, Autor und Filmemacher, begibt sich auf die Suche und entdeckt: Ein anderes Tempo ist möglich, wir müssen es nur wollen.

**SAMSTAG**  
**26.8.2017**

## Die Welt der Pop-Ups

**10:00–13:00**

Workshop für Erwachsene

**14:00–17:00**



Workshop für Familien mit Kindern ab acht Jahren

Genau wie der kürzlich verstorbene Künstler Erwin Hapke, erschafft sich die Illustratorin Sarah Gasser eine eigene Welt aus Papier. Wir lassen uns in der Ausstellung von Hapkes gefalteten Objekten inspirieren und tauchen ein in eine faszinierende Welt aus Tieren, Menschen und Häuserzeilen, um – angeregt von diesen Eindrücken – eine eigene Pop-Up-Welt zu erschaffen. Unter der kundigen Anleitung von Sarah Gasser gestalten wir mit Messer, Leim und Papier eine Faltkarte, die beim Öffnen zum Schauplatz von kleinen Papierskulpturen wird, die für wenige Sekunden zum Leben erwachen.

**Anmeldung: info@voegelekultur.ch (Teilnehmerzahl begrenzt)**  
**Kosten: Erwachsene CHF 15.00, Kinder und Jugendliche CHF 10.00, Familien CHF 30.00**

**DONNERSTAG**

**13.7.2017, 12:15–13:00**

**14.9.2017, 12:15–13:00**

## Amuse-Bouche Die etwas andere Mittagspause

In einer kurzen Führung erläutern wir die wichtigen Aussagen der Ausstellung, zeigen Ihnen dazu ausgewählte Kunstwerke und Objekte und laden Sie danach zu einem leichten Lunch ein.

**Geniessen Sie diese inspirierende Kunstpause!**



**! MITTWOCH**  
**6.9.2017, 18:30**

## Ke Witz! Bänz Friedli gewinnt Zeit!



Foto: ©Vera Hartmann

Mit Leichtigkeit und Rasanzen spürt Bänz Friedli dem Irrsinn der Jetztzeit nach, stellt fest, dass wir vor lauter zeitsparenden Hilfsmitteln immer mehr Zeit verlieren, und fragt sich, weshalb manche Vereinfachungen so kompliziert sind. Der Preisträger des Salzburger Stiers schlägt mit seinem erzählerischen Kabarett einen ureigenen Ton an und unterhält mit seinen scharfen Beobachtungen und Parodien aus dem Alltag. Ein Abend mit Bänz Friedli ist bald nachdenklich, bald zum Brüllen komisch und immer wieder einzigartig!

**Eintritt: CHF 25.00. Einlass: ab 17:30. Tickets im Vorverkauf erhältlich: info@voegelekultur.ch oder ab 21.5.2017 in der Ausstellung.**

→ **Führung 40 Jahre  
Vögele Kultur Zentrum**  
**22.6.2017, 18:30–19:15**  
**31.8.2017, 18:30–19:15**

Wegen dem grossen Interesse kann die Jubiläums-Ausstellung im Mezzanin weiterhin besichtigt werden. Die Führungen schildern die Geschichte des Hauses und zeigen die Entwicklung bis zum heutigen Tag. Spannend sind auch die Betrachtungen zu ausgewählten Werken der Sammlung *Moderne Kunst, unsere Gegenwart*, die auf zeitgenössische Schweizer Kunst fokussiert.

→ **Führungen für Schulen**

Zur Ergänzung des Unterrichts oder als Exkursionsziel bieten wir Schulklassen freien Eintritt und kostenlos dialogische Führungen an.

Detaillierte Informationen und Kontakt:  
vermittlung@voegelekultur.ch

Einführung für aktive Lehrpersonen: Dienstag, 23.5.2017, 18:00  
Anmeldung bis 19.5.2017 an:  
vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 16

Die Unterlagen mit didaktischen Anregungen für den Ausstellungsbesuch versenden wir Lehrern ab 24.5.2017. Anfragen richten Sie an: vermittlung@voegelekultur.ch

**! Alle Veranstaltungen und Führungen sind, wenn nicht anders vermerkt, im regulären Eintrittspreis inbegriffen.**

**Mehr Informationen zum Programm finden Sie auf unserer Website: voegelekultur.ch**

### DAS BULLETIN PER POST

Im Abonnement zwei- bis dreimal jährlich (CHF 14.00/Jahr):  
[voegelekultur.ch/abo-bulletin](http://voegelekultur.ch/abo-bulletin)

### NEWS PER MAIL

Der Newsletter informiert über alle Veranstaltungen.  
Regelmässige Infos: [voegelekultur.ch/newsletter](http://voegelekultur.ch/newsletter)



### FACEBOOK

Machen Sie mit und teilen Sie die  
Ausstellungseindrücke: [@voegelekultur](https://www.facebook.com/voegelekultur)

### ÖFFNUNGSZEITEN

Mittwoch–Sonntag: 11:00–17:00

Donnerstag: 11:00–20:00

Montag & Dienstag: geschlossen

### Offen an den Feiertagen:

Auffahrt, 25.5.2017, Fronleichnam, 15.6.2017

### EINTRITT

Erwachsene: CHF 12.00

Kinder und Jugendliche bis 16 Jahre: freier Eintritt

Weitere Ermässigungen:  
[voegelekultur.ch/besucher](http://voegelekultur.ch/besucher)

### ANFAHRT (AUTO)

A3 Zürich–Chur

Ausfahrt: Pfäffikon/Seedamm-Center

Parkplätze: beim Vögele Kultur Zentrum  
oder auf dem Seedamm-Center-Areal

### ANFAHRT (ÖV)

Mittwoch–Samstag:

Vom Bahnhof Pfäffikon SZ mit Bus  
bis «Seedamm-Center» (Linie 195)

Sonntag:

Vom Bahnhof Pfäffikon SZ  
bis «Schweizerhof» mit Bus (Linie 524)

20-Minuten-Spaziergang vom Bahnhof  
Pfäffikon SZ bis zum Vögele Kultur Zentrum

### GUT ZU WISSEN

Die Cafébar bietet Getränke, kalte und warme  
Snacks sowie Lesestoff. Der Shop führt Bücher  
zu den Ausstellungen, Kunstkarten und  
originelle Geschenkideen.

Kinder (2–7 Jahre) sind während des Ausstel-  
lungsbesuchs der Erwachsenen auch im betreuten  
Kinderparadies vom Seedamm-Center (zu Fuss:  
5 Minuten) willkommen. Das Kinderparadies ist  
am Sonntag geschlossen.

Das Vögele Kultur Zentrum ist rollstuhlgängig.

### IHR TAGUNGORT

Für Anlässe bietet das Vögele Kultur Zentrum  
verschiedene Möglichkeiten:

*Das Auditorium* besteht aus einer kleinen Bühne  
und Konzertbestuhlung für ca. 120 Personen.

*Die Aula* eignet sich besonders gut für Seminare  
und Produktpräsentationen. Sie hat bei Konzert-  
bestuhlung für 120 Personen und gesetzt an  
Tischen für 80 Personen Platz.

Bei der Organisation Ihres Anlasses beraten wir  
Sie gerne: Friederike Müller, 055 416 11 16

### KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum  
Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ  
055 416 11 11, [info@voegelekultur.ch](mailto:info@voegelekultur.ch)  
[www.voegekultur.ch](http://www.voegekultur.ch)


### SUPPORTER



Schwyzer  
Kantonalbank

### IMPRESSUM

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ; Redaktion: Vögele Kultur Zentrum, Stephanie Ringel Editorial Services; Autoren: Jost Auf der Maur, Matthias Burchardt, Claudia de Rahm, Mira Frye, Karlheinz A. Geissler, Ludwig Hasler, Franz-Xaver Hiestand, Simone Kobler, Stephanie Ringel, Michael Theurillat, Gaby Ullmann, Andrina L. Vögele, Monica Vögele, Olga von Schubert, Elmar Weingarten, Claudia Wirz, Kilian Ziegler; Gestaltung: Michael Schaepe; Druckvorstufe: Lutz Repro AG; Druck, klimaneutral: Theiler Druck AG, Nr. 53143-1703-1010; Copyright Texte: Autoren und Herausgeberin; Copyright Bilder: S. 2 (Daniel Spoerri), S. 32/33 (Cornelia Hesse-Honegger): © 2017, ProLitteris, Zurich; erscheint: Mai 2017; Auflage: 13000 Ex.



**«Vielleicht gibt es  
schönere Zeiten; aber  
diese ist die unsere.»**

**Jean-Paul Sartre** (1905–1980) gilt als der bekannteste Philosoph des 20. Jahrhunderts. Er begründete die Denkströmung des Existentialismus, schrieb Theaterstücke, Kritiken und Abhandlungen, war politisch aktiv und dominierte in den Pariser Salons die intellektuelle Debatte.

**Ausblick auf die nächste  
Ausstellung ab 19.11.2017:**

## **NACHBARN** **Die Kunst von Nähe und Distanz**

**Jeder ist einer, jeder hat einen. Zwischen Nachbarn wird – das meist zufällige – Zusammenleben in kulturellen, sprachlichen und sozialen Praktiken geregelt. Wie das geht, ob man es kontrollieren und wie beeinflussen kann, darüber streiten nicht nur Nachbarn, sondern auch Städteplaner und andere Experten menschlichen Zusammenlebens. Dem versucht die Ausstellung mit Gegenwartskunst, wissenschaftlichen Beiträgen und Objekten der Alltagskultur auf die Spur zu kommen.**

**Ihr Beitrag ist gefragt: Für die Ausstellung sammeln wir Nachbarschaftsdinge. Haben Sie Gegenstände von Ihren Nachbarn im Haushalt – nie zurückgegeben oder gerade in Gebrauch? Haben Sie Dinge ausgeliehen oder verliehen – darüber Beziehungen geknüpft oder sich geärgert? Schreiben Sie uns Ihre Geschichte zu einem Nachbarschaftsding, gern mit Bild (vom Gegenstand) an:  
**Vögele Kultur Zentrum, Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ**  
oder per Mail an: [info@voegelekultur.ch](mailto:info@voegelekultur.ch)**

# VÖGELEKULTURZENTRUM

[www.voegelekultur.ch](http://www.voegelekultur.ch)

Pfäffikon SZ